

VEROBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 34.

Monatlich vier Bummern.

Berlin, 29. August 1892.

Vierteljährlich
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

38. Jahrg.

Die nächste Nummer (35) erscheint in 14 Tagen.

Da der „Bazar“ vierteljährlich 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.

Abstieg.

Von E. Fitz-Blanc.

Nachdruck verboten.

Die H... baude im Riesengebirge; klein, primitiv, mit schmalen Fenstern und engen Thüren. Die niedrige, veräucherte Stube durchziehen blaugraue Tabakswölkchen, als wäre der Nebel von draußen hereingefördert. Verschlafen sehen die fast bis zur Majestätsbeleidigung unähnlichen Bilder von Kaiser und Kaiserin von der getünchten Wand; am Fenster fristen zwei melancholische Melkenstöcke in Biergläsern ohne Henkel ein dürftiges Dasein und tasten mit ihren schwachen Blättchen nach einem Sonnenstrahl — umsonst! Grau huschen die Wolken draußen vorüber, die feinen Grashalme zittern im Höhenwind, die Natur fröstelt, als könne sie nicht an den Sommer glauben.

Im Zimmer ist's warm und gemütlich; es riecht nach feuchten Sachen, frischem Kaffee, neubadenem Kuchen und Gargarrendampf. An der Thür lauern zwei böhmische Musikanten mit Geige und Harfe, sich in Mißtönen übertreffend, dem ahnungslos Eintretenden auf. Die kleine Stube ist gedrängt voll von Menschen; lauter Touristen, die der Zufall zusammenwürfelt und der Regen festhält. Sie rauchen, trinken, schwagen, loben die Wege, tadeln den N. G. W., daß er nicht für besseres Wetter sorgt, und fabrizieren zuletzt, ohne einander vorgestellt zu sein, gemeinsam ein wässeriges Klagegedicht fürs Fremdenbuch. Alle zwei Minuten steht ein anderer Berichterstatter auf, sieht zum Fenster oder zur Thür hinaus und prüft die Wolken, als ob er etwas davon verstünde.

Abgefordert von den übrigen sitzt am Mittelstisch eine lustige Gesellschaft, die offenbar zusammengehört; eine gewisse, hochmütig-abweisende „entre nous“-Genügsamkeit trennt sie von den anderen. Eine ältere Dame mit feinem, französischem Pastellgesicht führt den Vorsitz über die Jugend: drei Herren — zwei in Civil, die fortgesetzt lachen und Anekdoten erzählen — ein dritter, blond, sympathisch, wortkarg (gilt irrtümlich für „zugeknöpft“ und phlegmatisch), in grober Vizewedel-Uniform, die den verkleideten Gentleman nicht verleugnen kann. Die Gestalt ist von jener muskulösen Schlantheit, die sicher beherrschte, männliche Kraft verrät; das Gesicht sehr gebräunt, unregelmäßig, markiert, voll unerschütterlichen

Gleichmuts, mit tiefstehenden, kühlen, blauen Augen unter kantiger Stirn und auffallend feingeschnittenen Lippen. Ein hochmütiger, wählerischer Männermund!

Die beiden jungen Damen verkörpern zwei Gegensätze. Die eine im roten Stoffkleid, sandfarben-blond, massiv gebaut, mit rundem Durchschnitts Gesicht, eindrucksunfähig, fällt niemals und niemandem auf.

Die andere hingegen in englischem, hellem Flanellanzug, mit loser Bluse und Matrosenhut kann nie übersehen werden; geschmeidig, zierlich, pikant, hat sie ein feines, belebtes Gesicht, in dem jeder Zug interessiert, dunkle, kurzgeschnittene Locken,

eine kleine, gerade Nase und übergroße braune Augen, die sich müde hinter langen Wimpern verschleiern. Etwas Mattes, Abgespanntes liegt über der zierlichen Erscheinung; der Strauß welkender Anemonen in ihrem Ledergürtel hängt die Köpfechen genau so müde, wie die junge Herrin das ihre.

Während die blonde Cousine lacht, schwagt und dazwischen bereits das dritte Stück Kuchen verzehrt, starrt die kleine Brünette verträumt vor sich hin und schweigt; der Kaffee steht unberührt vor ihr. Sie beteiligt sich nicht am Gespräch und Gelächter der anderen, die hin- und herstreiten, was die beiden „Disharmonisten“ an der Thür eigentlich für ein Stück spielen. Strauß, Millöder, Mikado — Anklänge an jeden sind vorhanden. Endlich behauptet der eine mit prüfendem Gesicht: „Aha, ich glaube — ich hab's!“

„Nun?“ fragen die anderen gespannt.

„Die Geige spielt ‚Gott erhalte Franz den Kaiser‘, die Harfe ‚Heil dir im Siegerkranz‘.“

Schallendes Gelächter, nur der Sprecher bleibt tiefenst. „Was wollen Sie, meine Herrschaften?“ fragt er erstaunt, „die Zusammenstellung ist durchaus gerechtfertigt hier an der deutsch-österreichischen Grenze. Daß die beiden Hymnen besser nacheinander, als mit einander klingen, ist unser persönliches Pech, die musikalischen Handwerker stört's nicht, wenn es das Publikum nicht geniert?“ Er zuckt resigniert die Achseln und sucht in seinem Portemonnaie nach „Honorar“ für die Mißtöne; der Geiger rüftet sich zum Einammeln.

Das kleine, dankbare Publikum amüsiert sich so königlich über die Erklärung, daß die übrigen Anwesenden neidisch herübersehen; nur die Brünette, junge Dame verzicht kaum den Mund.

„Angy, was ist dir?“ fragt endlich die ältere Dame erstaunt. „Du mouffiest sonst wie Sekt, jetzt bist du still und ruhig wie Grabenwasser. Warum fehlt die belebende Kohlen säure?“

Angy hebt langsam die schweren Lider. „Ich bin müde, Tante,“ sagt sie einfach.

„Aber, Angy, jetzt schon!“

„Und wir haben noch zwei Stunden zu laufen!“

Alle sprechen auf sie ein. Die massive Cousine rümpft verächtlich die Nase, fühlt sich in ihrer körperlichen Ueberlegenheit und preist ihre Kräfte, als ob sie sie meistbietend versteigern wollte; die Tante tröstet, und die Herren bieten überschwänglich ihre Hilfe an — nur der Feldwebel in Reserve schweigt. Seine Augen hängen nachdenklich an der zarten Erscheinung.

„Kleine, verwöhnte Angy,“ senkt die besorgte Tante und sieht nach der Uhr, „wie sollst du den Berg hinunterkommen? Es ist Zeit zum Aufbruch!“

Die drei Herren springen bereitwillig auf, um sich nach Reitpferd oder Tragstuhl zu erkundigen — die Damen sitzen allein.

„Drrr —“ wie langweilig, steif und phlegmatisch ist der Unteroffizier,“ sagt die blonde Cousine mißbilligend, während



Fig. 1.

Promenadenkostüme.

Fig. 2.

(Beschreibung Seite 335.)

* Riesengebirgs-Berein.

sie die letzten drei Stück Zucker aus den verschiedenen Schalen zusammenfucht und in ihren Kaffee wirft. Sie huldigt gleich vielen deutlichen Reifenden dem Prinzip: „Lieber den Magen gesprengt, als dem Wirt etwas geschenkt;“ es ist ziemlich ihr einziges und paßt vortrefflich zu ihrer Konstitution.

Angy wirft den Kopf zurück: „Kennst du alle Menschen freizügig und langweilig, die dir weder den Hof machen, noch Anekdoten erzählen?“

Die Cousine setzt erstaunt ihren süßen Kaffee wieder nieder, in den sie sich gerade mit Wohlbehagen vertiefen wollte: „Natürlich! Du willst ihn wohl verteidigen, deinen großen, treuen Bernhardiner?“

Angy tritt ärgerlich mit dem schmalen Fuße auf: „Du sollst das nicht fortgesetzt so häßlich wiederholen! Bei dir klingt es nach Beleidigung. C'est le ton qui fait la musique — ich halte es für ein Kompliment, daß mich der Forstassessor in seiner zuverlässigen Ruhe und Kraft (zögernd) an einen großen Bernhardiner erinnert.“

Ehe die Blondine eine spöttische Antwort findet — sie denkt in sehr gemäßigtem Tempo — öffnet sich die Thür, und die Herren treten wieder ein.

Sie haben weder Pferd noch Tragstuhl, dafür aber das Wetter besser gefunden.

Zwar die Sonne streift, aber der Regen hört auf, nur schwere, dicke Nebel wälzen sich noch um die graue Waude und verderben ihr böshaft das mühsam erworbene Renommee als Aussichtspunkt.

Angy schweigt teilnahmslos, die Cousine schnallt kampfbereit ihren Plaidriemen um und freut sich ostentativ auf die „Bewegung“. Die beiden Herren in Civil stehen neben dem schönen Mädchen und bieten ihr abwechselnd Arme, Hilfe und aufrichtiges Beileid an; zuletzt kommt die kleine, fürsorgliche Tante mit ihrem Bedauern — das bringt Angys Grimm zum Ausbruch.

Ihre Augen glänzen thränenfeucht: „Bitte, lassen Sie mich in Ruhe — ich will weder Hilfe noch Mitleid. Ich gehe, so weit ich kann, dann bleibe ich auf einem Stein sitzen! Was aus mir wird — ist mir gleich, warum schleppt man mich auf solchen Berg?“ Es klingt halb rührend, halb heroisch.

„Aber Angy,“ entschuldigt sich die Tante kleinlaut, „ich wollte dir, als liebem Besuch, eine Freude damit machen.“

Angys Auffassung von Freude ist allerdings anders, als totmüde auf einem nebeligen Berge zu sitzen, den man mühsam erklettert hat, um nicht zu wissen, wie hinterkommen.

Die Tante wirft ihr besorgte Blicke zu, das junge Mädchen ist gesund, aber zart, sie hat ihre Kräfte überschätzt.

Die anderen rüsten sich zum Aufbruch, nur Angy bleibt bis zur letzten Minute sitzen.

„Gnädiges Fräulein, fürchten Sie sich nicht, es wird viel besser gehen, als Sie jetzt denken. Der Weg ist bequem, die Höhenluft stärkt, und ich füge Sie so sicher, daß Sie keine Anstrengung fühlen. Nur den Mut nicht verlieren!“ sagt aufmunternd eine weiche Männerstimme neben ihr.

Milde hebt sie den Kopf und sieht freundlich auf in das treuherzige Gesicht des jungen, militärisch verkleideten Forstassessors.

Er lächelt so vertrauensvoll zu ihr nieder, daß sich ihr nervöses, trostloses Gesichtchen aufhellt. „Sie wollen mir helfen?“ fragt sie dankbar, „aber ich bin unausstehlich, wenn ich müde bin — bleiben Sie auch dann bei mir?“

„Auch dann!“ Er nickt zustimmend und bestellt beim vorübergehenden Kellner ein Glas schweren Ungarweins.

„So — das trinken Sie gefälligst,“ befiehlt der Forstmann gelassen der jungen Dame. Sein Ton duldet keine Widerrede; er bleibt neben ihr stehen, bis sie das Glas geleert. Dann legt er ihren Gummimantel über seinen Arm, nimmt ihren großen Strauß Gebirgsblumen, hängt das Waldhorn, seinen unzertrennlichen Begleiter auf Ausflügen, um, setzt die Mütze auf und ist marschbereit.

Die anderen sind schon zur Thür hinaus; die Tante nicht ohne einige gute Ratsschlüge, die Cousine nicht ohne eine anzügliche Bemerkung auf den „großen Bernhardiner“, der sich verunglückter Reisender annimmt.

Angy erhebt sich langsam, feuszend und macht zunächst die entmutigende Entdeckung, daß sie nach dem Sitzen noch müder geworden, als nach dem Laufen; dann fragt sie zaghaft, wie weit der bevorstehende Weg eigentlich sei.

„Höchstens eine Stunde,“ lügt der junge Mann mit seinem zuverlässigsten Gesicht.

„Wirklich?“ Ihr Ton klingt wejentlich erleichtert, und fürsorglich prüft die junge Dame ihre englischen Knöpfstiefel, die den schmalen, edelgeformten Fuß fest umschließen und offenbar das Bergsteigen weit besser vertragen, als ihre Herrin.

„En route!“ mahnt der Forstmann. Vor der Thür bietet er ihr den Arm, feuszend legt sie den ihren hinein, der Wasserdunst schlägt ihnen bedrückend entgegen, die grauen Nebel nehmen die beiden Gestalten auf — den großen, stattlichen Mann und die zierliche Frauengestalt an seiner Seite.

Feucht glänzt vor ihnen der schmale, getretene Weg, zähes Höhengras zittert an beiden Seiten. Das witterharte Knieholz stemmt seine muskulösen Aeste gegen den Boden und ringt mit dem Wind, der stoßweis vorüberfährt, hineinwühlt in das beharliche Grün und Regenschauer aus den Nadeln schüttelt. Das Moos scheint heller geworden auf den grauen Steinen, die es lebensvoll verjüngt und die wüßt durcheinander geworfen auf dem nuchternen, öden Plateau liegen. Zwischen den Steintrümmern blühen die großen, lichten, keuschen Anemonen — das schlesische Edelweiß. Träge und langsam wälzen sich die Wolken am Gebirge hin, als wären auch sie wegmüde; sie wogen und wallen, zerfließen, zerreißen und stürzen in die Gründe, wie heutigerige Raubbögel — in steter, lautloser Bewegung. Monoton summt der Wind sein uraltes Höhenlied.

Angy. „Verr — wie schaurig! (feindselig) Ich hasse das Gebirge.“

Assessor (mißbilligend). „Wirklich? Das ist nicht möglich.“ Sie (beharlich). „Doch! Berge sind unbequem, eine wahre Zumutung für den, der hinauf muß. Sehen Sie, wie lieblich alles durcheinander liegt! Wären die Steine wenigstens nach der Größe sortiert, aber nein, der reine Trümmerschaufen. Ich weiß nicht, warum man eigentlich hinaufklettert — höchstens der weißen Anemonen wegen.“

Er (bereitwillig). „Soll ich Ihnen etliche pflücken?“

Sie (enttäuscht). „Danke! Da hätte ich ja nur Handgepäck.“

Er (verleßt). „Verzeihen Sie!“

Sie. „Ja, gern; das macht mir keine Mühe!“

Er schweigt verstümmt; endlich fragt er zögernd: „Sie lieben wohl — die Natur nicht?“

Sie (triumphierend, für sich). „Aha, das quält ihn, ich soll durchaus ideal sein, aber ich will nicht! (laut) Nein, nicht die Spur! Höchstens gutgepflegte, englische Parke mit kurzgeschorenem Rasen und gestutzten Bäumen, zwischen denen alle fünf Minuten eine Bank steht.“

Er (empört). „Und diese Verstümmelung nennen Sie Natur? Kaum glaublich!“

Sie (für sich). „Er hat eine urtomische Manier, sich zu entsetzen, und das steht seinem braven, moralischen Gesicht. (laut, gelassen) Que voulez-vous? Ich bin ein verwöhntes Stadt- und Salonkind, mit allen Vorzügen eines solchen. Ich schwärme für rasierte Parke, für Herren mit Monocle, für fox-terrier mit abgehackten Schwänzen und Ohren. Sie sind Wald- und Naturmensch mit — pardon — wilder Geschmackrichtung.“

Er (aus tiefster Seele). „Ja, Gott sei dank! Ich ver-lange nach keiner anderen.“

Angy zieht scheinbar heftig ihren Arm aus dem seinen — er bleibt erstaunt stehen. „Ich kann nicht weiter,“ erklärt sie kurz und setzt sich auf einen Felsstein; der Forstmann steht hilflos vor ihr. Sein Blick überfliegt wider Willen bewundernd die reizende Erscheinung! Wie eine Bergsee sitzt sie unter den vielen Anemonen, die zu ihren Füßen blühen und mit den weißen Köpfchen andächtig zu ihr emporsehen. Das pitante Persönchen umgibt ein fremdartiger Reiz, ein Gemisch von Eleganz, Caprice und kindlicher Natürlichkeit, das unwiderstehlich anzieht. Die feuchten Locken hängen ihr tief in die Stirn, sie hält den kleinen Kopf schief, beißt an einem Grashalm und lugt unter den langen Wimpern heimlich zu ihrem großen Gefährten auf.

„Sie sehen frappiert aus, wie ein Momentphotograph,“ sagt sie spöttisch, „lauern Sie armen Reisenden etwa hinterlistig nach einer geschmackvollen Pose auf?“

Er (auffahrend). „Nein! Pardon, daß ich Sie anstarrte; Sie erinnern mich an ein Bild.“

Sie (gleichgültig). „So? Ich erinnere Menschen oft an Bilder.“

Er (gedankenvoll nickend). „Das glaube ich, Sie haben ein malerisches Gesicht; aber (zuredend) wollen wir jetzt nicht weitergehen?“

Sie (heftig aufspringend). „Sie sind ein Tyrann! Sie hegen mich ab, wie ein echter, erbarmungsloser Jäger, der Sie sind.“

Er (langmütig). „Jäger — ja und mit Passion sogar, aber nicht erbarmungslos.“ Er zieht ruhig ihren Arm durch den seinen; sorgfältig führt er sie den weichen, schmalen Weg und meidet jeden Stein für sie, während er selbst im Geröll geht. „Ein edles Wild mit gutem Schuß niederstrecken, ist nicht grausam; ein rascher Tod quält nicht. Ich kann kein Tier leiden sehen, aber ich liebe die Jagd fast so wie meinen Wald.“

Sie (ungläubig). „Und die vielen Bäume werden Ihnen nicht langweilig? Ist die Großstadt nicht schöner, als die stummen Regimenter von Tannen und Fichten?“

Er (überzeugt). „Nein, tausendmal nein! Für mich hat die Großstadt keinen Reiz. Im Wald ist mir jeder Baum ein Freund, in der Stadt habe ich keinen; das Kneipenleben langweilt mich mit dem Bierdunst und den Biergesprächen, Theater interessieren mich wohl, aber — ich muß sparen. Mein Vater ist Beamter mit wenig Privatvermögen, den einzigen Sohn studieren lassen, ist ihm ein Opfer — ich weiß es wohl, und so thut mir jede überflüssige Ausgabe leid. (erleichtert) Wenn ich in der Natur bin, fehlt mir nichts — da sind all' die Meisterfinger im Wald, die Nachtigall —“

Sie (ihn unterbrechend). „Nachtigall? (wegwerfend) Die mag ich nicht, ein rücksichtsloser Vogel!“

Er (stirnrunzelnd). „Wieso?“

Sie. „Von früh vier Uhr fängt sie an zu schreien, jede Sängerin würde der nächtlichen Ruhestörung angeklagt, aber die Nachtigall darf sich's erlauben.“

Er. „Ja — haben Sie denn keinen Genuß davon?“

Sie (scheinbar verständnislos). „Genuß? Bewahre! Als meine Schwefel und ich noch jünger waren, schossen wir mit Vorliebe nach Nachtigallen.“

Er (empört). „Schossen? Sie haben geschossen nach den zarten, lieblichen Tierchen?“

Sie (troden). „Ja, aber nur mit Seifenstückchen oder Morgenschubeln; gerade unserm Schlafzimmer gegenüber wuchs im Garten ein dichter Heckenrosenstrauch, den im Frühling alle Vögel der Nachbarschaft als Konzertlokal benutzten. Nun bitt' ich Sie — früh halb vier Uhr ging der Spektakel los, die Nachtigall immer voran — schrecklich!“

Er (falt). „Sie sind wohl keine Spur musikalisch?“

Sie (gemüthlich). „O doch, aber erst von früh acht Uhr an. Im Schlaf geht mir Ruhe über Musik, bei Tag ist's umgekehrt.“

Er muß wider Willen lachen. „So spät erst wacht Ihr musikalisches Talent auf? Und — Sie vermuthlich mit ihm?“

Sie (offen). „Ja, wir gehen immer spät zur Ruhe, und ich brauche eine große Portion Schlaf.“

Er (inquisitorisch). „Da haben Sie wohl nie einen Sonnenaufgang gesehen?“

Sie (wichtig). „O doch! Auf dem Theater — in der Götterdämmerung zum Beispiel. Die Scenerie bei uns ist vorzüglich, ich glaube nicht, daß die Sonne in Natur hübscher aufgeht.“ Sie blinzelt heimlich zu ihm auf, ein amüfierter Zug huscht um den kleinen Mund.

Er runzelt die Brauen, dann sieht er sie prüfend an.

Die junge Dame erwidert den Blick groß, ruhig — dann lacht sie hell auf. „Sehen Sie mich doch nicht an, wie Rotkäppchen den bösen Wolf! Weil ich mir aus Nachtigallen, Sonnenaufgängen u. s. w. nichts mache — (vertraulich) das ist ja nur für Dichter, Maler und dergleichen sonderbare Schwärmer.“

Der Forstmann schüttelt verständnislos den Kopf. „Sie thun mir leid!“ stößt er gepreßt hervor.

Sie will sich ausschütten vor Lachen: „Bravo! Beneidet werde ich oft, bedauert werden ist mir neu. Nach der Ueber-raschung muß ich mich ausruhen!“ Im nächsten Augenblick sitzt sie wieder auf einem Stein am Wege — ganz Caprice, unberechenbar. Die schmalen Füße lugen unter dem hellen Kleider-saum hervor, der wollige Flanell schmiegt sich weich an die zierlichen Formen; die kleinen Hände geklattert — so sieht sie

mit ihren dunklen Augen erwartungsvoll neugierig zu dem großen Manne auf.

Er beißt sich auf die Lippen und schweigt; verstümmt sieht er in die verschleierte Landschaft. Neben ihnen sichert ein dürftiges Quellschen durch das Steingeröll — monoton klingt ein fallender Tropfen auf den andern.

Die junge Dame blickt ihren schweigenden Begleiter erst erstaunt, dann bewundernd an — plötzlich springt sie auf und legt schüchtern ihre Hand auf seinen Arm: „Soll ich weitergehen? Die anderen sind längst voraus — (und in rascher Eingebung ihres beweglichen Temperaments) wie gut und geduldig Sie sind — wie komme ich Ihnen eigentlich vor?“

Er (zögernd). „Wie ein farbenprächtiger, seltener Schmetterling, der sich zufällig in die Berge verfliegen.“

Sie (ungebuldig). „Nein — keinen Vergleich! Ein Schmetterling hat nichts, als die hübsche Oberfläche.“

Er (väterlich). „Wie Sie mir vorkommen? Wie eine verwöhnte, elegante, kleine Weltkame, die viel mehr kennt, als ich Waldmensch und Kleinstädter, die nach Paris duftet, englisch und französisch spricht, Paris, Nizza, alle neuen Opern und Lustspiele kennt — für Wagner und für Hunde mit abgehackten Ohren schwärmt und —“ Er stockt zögernd.

Sie (mahnend). „Und?“

Er. „Und die trotzdem ein gutes Herz hat.“

Sie (erröthend, kurz). „Woher wissen Sie das?“

Er (unbeirrt). „Ich sehe es Ihnen an; mein Hund und ich — wir fühlen das sofort heraus.“

Sie (skeptisch). „Wenn Sie sich nur nicht irren! Ich gelte für kokett, gefühllos — oberflächlich bei denen, die mich weder verstehen, noch leiden können.“

Er (lächelnd). „Rechnen Sie mich zu denen?“

Sie (treuherzig). „Nein, aber ich weiß, daß ich nicht Ihr Geschmack bin.“

Er (belustigt). „So? Und wie denken Sie sich meinen Geschmack?“

Sie (nachsinmend). „Also — deutsches Gretchen, die bei jedem Wort rot wird — mit glatt geschitteltem Haar, Madonnen-gesicht, niedergelegenen Augen — die in Herrengesellschaft schweigt, strickt oder häkelt und offiziell nur Koch-, Gesangbuch und höchstens noch den großen Plöß kennt.“

Er (herzlich lachend). „O — danke für den schlechten Geschmack, den Sie mir zutrauen! Womit habe ich das verdient? Madonnen sind mir von vornherein langweilig, ob gemalt, häkelt oder strickend; ich höre gern amütig und lebhaft plaudern, obwohl ich selbst wenig in Gesellschaft spreche.“ Sein Blick sucht beredt den ihren, aber Angy merkt es nicht; sie blickt sich nach Anemonen, die weckend auf dem Wege liegen. „Was wollen Sie damit?“ fragt er, „ich werde Ihnen frische Blumen pflücken.“

Sie (verlegen). „Nein, danke! Die armen Dinger thun mir nur leid; wie roh und rücksichtslos, sie herunterzureißen aus ihrer reinen Höhe, wo die jungen Blüten geborgen zwischen den alten Felsen stehen, und sie auf den schnitzigen Weg zu werfen.“ Sie ist ganz empört und schiebt die Juvaliden behutsam zu dem Strauß in ihrem Gürtel.

Er (für sich). „Welch' liebliches Rätsel! Sie verbirgt ängstlich ihre guten Eigenschaften, bis der Zufall sie aufdeckt. (sich zu ihr herunterbeugend, laut) Sind Sie noch immer müde, kleine Samariterin?“

Sie (klagend). „Ja — der Fuß thut mir weh, und der Weg wird so steil und steinig.“

Er (tröstend). „Aber nur vorübergehend! Dann kommen wir in Hochwald und lassen das Geröll hinter uns.“

Der junge Forstmann geht einen halben Schritt voraus; sein starker Arm hält hemmend die junge Dame zurück, daß sie das jämliche Fallen des Weges weniger fühle.

Sie schmiegt sich unbewußt fester an ihn, ein Gefühl des Geborgenheits überkommt sie. (für sich) „Wie sicher man bei ihm ist — wie bezent und zartfühlend er führt! Kein Druck oder Blick verrät einen Gedanken — ich würde die Reize um die Welt mit ihm machen, ohne mich vor ihm zu fürchten.“

Er (für sich). „Der Weg wird immer böser — ich muß meine kleine, verwöhnte Dame gut unterhalten, um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln.“ Und so erzählt er, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, Anekdoten und Jagdschmurren, die ihm gerade einfallen. Ihr fröhliches Lachen ist sein bester Erfolg.

Am Waldbrand sitzen wartend die anderen; die Tante eilt, als sie die beiden erblickt, Angy angstvoll entgegen, die bereits geöffnete Eau de Cologne-Flasche in der Hand. „Du hast dir doch nicht den Fuß verknüßt?“ ruft sie schon von weitem; der eine bietet ihr Pfeifermüchzplätzchen, der andere einen Trunk frischen Quellschens an — nur die massive Cousine bleibt spöttisch lächelnd gemächlich sitzen.

Angy ist „verwöhntlich“, das heißt einer von jenen bevorzugten Menschen, die unbewußt durch graziose Hilfslosigkeit und kindliche Unselbständigkeit jeden zum Verwöhnen animieren, nur die verstockte Gegenpartei nicht, die sie darum beneidet.

Die junge Dame läßt sich gnädig empfangen und giebt Bulletins über ihr Befinden aus, wobei sie nicht vergißt, der Tante schonend mitzuteilen, daß ihr Ueberanstrengung schon einmal geschadet, was offenbar die Angst der kleinen, zierlichen Frau nicht gerade vermindert.

Man feuzt und spricht von Wind, Wetter, Wolken und Weg, dem vierfachen „Weh“ im Gebirge, bis ihnen der Boden so feucht für längeres Sitzen scheint. Angy fröstelt, die Füße schmerzen, ihre Augen sind unnatürlich groß und glänzend durch dunkle Ränder, welche die Anstrengung darum gezogen. Das Wettergespräch langweilt sie — unipomehr interessiert sie das Schmeigen des Forstmannes; den Arm aufs Knie, den Kopf in die Hand gestützt — so blickt er gedankenvoll hinaus in die nebelige Landschaft.

Trotzdem die ganze Gesellschaft zu gleicher Zeit „startet“, sind Angy und der Forstmann bald wieder die letzten. Sie hängt an seinem Arm, wie ein verwöhntes, wegmüdes Kind — beseligend überkommt ihn das selbstlosen Männernaturen eigene Gefühl des „Beschützen-Könnens“.

Sie (plötzlich den Kopf hebend). „Woran dachten Sie vorhin?“

Er (verständnislos). „Wann?“

Sie (ungebuldig). „Ja — Minute und Sekunde weiß ich nicht mehr! Als Sie so melancholisch ins Weite sahen.“

Er (ausweichend). „Ins Weite? Das ist bei dem Nebel und dem besten Willen nicht möglich.“

Sie (schmollend). „Allons donc — Sie wollen mir Ihre Gedanken nicht sagen!“

Er (weich, impulsiv). „Doch! Ich will alles, was Sie wollen.“
 Sie (ungläubig). „Was?“
 Er. „Ja — insofern ich Ihnen nur ‚guten Willen‘ vertraue.“
 Sie (ängstlich). „Bitte nicht geistreich werden! Ich kann nicht mit; Füße und Gedanken werden bei mir gleichzeitig müde. Warum sehen Sie heute so nachdenklich aus? Ihr gedankenvolles Schweigen war interessanter, als das Gespräch der anderen.“
 Er (trennherzig). „Danke verbindlichst! Für einen schlechten Redner immerhin ein Trost, daß er interessant zu schweigen versteht.“
 Sie (lebhafte). „Ohne Scherz! Bei Ihren Gesprächen habe ich meist das Gefühl, als ob Sie das Beste für sich behielten, aber (den Kopf zurückwerfend) das lasse ich mir nicht gefallen, ich will wissen, woran Sie denken!“
 Er (zögernd). „An meine Mutter. Ich bedauerte, daß sie Ihre Bekanntschaft nicht machen kann.“
 Sie (errötend). „Im Gegenteil — vielleicht würde ich ihr nicht gefallen.“
 Er (stehen bleibend). „Aber das ist ja unmöglich!“
 Sie (lachend). „Sehr schmeichelhaft! Ihre unbewußten Komplimente sind urwüchsig, wie (neckend) andressierte Jagdhunde. Aber — bitte, (interessiert) erzählen Sie mir von Ihrer Mutter.“
 Er. „Wie gern! Aber wo soll ich anfangen? Ich bin kein Redner, und von Mutterchen ist so viel zu sagen. Man muß sie in ihrer Häuslichkeit sehen, an Festen, wo wir Kinder, auch meine zwei verheirateten Schwestern, alle daheim sind. Mutterchen ist die Freundin des Vaters, die Vertraute von uns Kindern, der Ratgeber ihrer Untergebenen, die Seele des Hauses. Unsere alte Oberförsterei kommt mir wie ein Gedicht vor. Im Hause lachen die Menschen, in den grünen Bünden davor singen die Vögel. Des Abends in der Dämmerung gehen wir mit den Eltern auf dem breiten, moosigen Fahrweg spazieren, alte Bäume zu beiden Seiten. Meiner jüngsten Schwester, dem Nesthäkchen, folgt ihre ganze Menagerie: ein Ziegenbock, ein zahmes Reh und die Hunde. Wir singen Volkslieder, oder ich blase auf meinem Waldhorn; die Bauern, die an uns vorüberfahren, ziehen die Mägen und halten an, um zuzuhören. Es ist eine kleine Welt voll Frieden und Einfachheit und mitten im herrlichsten, alten Hochwald!“
 Sie (ergriffen). „Wie muß das seelisch behaglich sein und so warm fürs Herz!“
 Er (begeistert). „Nicht wahr? Ja — im grünen Wald ein glückliches Heim.“
 Sie (neckend ergänzend). „Und eine Madonna drin, die häßelt!“
 Er (empfindlich). „Wie oft noch oktroyieren Sie mir ein solches Ideal?“
 Sie (übermütig). „Bis Sie mich von einem andern überzeugen.“
 Er (ausweichend). „Aber — ich habe keines!“
 Sie (beharrlich). „Doch! Ich sehe es Ihnen an, es paßt in Ihren Stil. Männer ohne Ideal erinnern mich immer an Nephisto und das thun Sie nicht.“
 Er (langsam). „Ich hatte ein Ideal, als Primaner. Sie war die Schwester meines einzigen Freundes und sah Ihnen merkwürdig ähnlich. (sinnend) Vor drei Jahren tanzte ich auf ihrer Hochzeit.“
 Sie (rasch). „Und das Herz brach Ihnen nicht?“
 Er (schlicht). „Warum? Sie wurde ja glücklich, und das war die Hauptsache.“
 Sie schweigt, überwältigt von seiner einfachen Größe; endlich fragt sie zögernd: „Lieben Sie immer so selbstlos?“
 Er (verständnislos). „Nimmer? Ich meine, man kann nur zweimal im Leben lieben: einmal mit der vagen, überschwänglichen Schwärmerei des Jünglings und später mit der tiefen, bewußten Liebe des gereiften Mannes. (spöttisch) Bei jungen Damen mag das anders sein. Sie haben wohl schon oft geliebt?“
 Sie (naiv). „Ja — aber immer nur ein bißchen.“
 Er (kopfschüttelnd). „Was verstehen Sie darunter: ein bißchen?“
 Sie (verlegen). „Nun — ich meine — wenn mir ein Herr den Hof macht und recht nett dabei aussieht, dann gefällt er mir, verstehen Sie?“
 Er (trocken). „Vollkommen! Nur weiter.“
 Sie (errötend). „Also — er gefällt mir, aber nicht lange und — daran bin ich wirklich nicht schuld. (kopfschüttelnd) Die allgemeine Art, seine Liebe zu zeigen, erkaltet mich; warum so auffallend lieben, daß es anderen Stoff zu Gerede und Rederei giebt? Daß man vielsagend ausgelächelt wird, wenn man zusammen Kotillon tanzt oder Schlittschuh läuft? Ich glaube nicht an Gefühle, die man auffallend zeigt, und darum langweilen sie mich.“
 Er (herzlich lachend). „Und dies flüchtige Wohlgefallen anfänglichen Interesses nennen Sie ‚ein bißchen Liebe‘?“
 Sie (ernsthaft). „Ja — ich kannte keine andere, (langsam, sinnend) ich meine, solche wunsch- und selbstlose Liebe, wie Sie schildern, muß wunderschön, aber sehr, sehr selten sein und (seufzend) besonders für mich.“
 Er (erstaunt). „Wieso gerade für Sie mit Ihren reichen, persönlichen Vorzügen?“
 Sie (spottend). „Mein größter Vorzug ist mein Reichthum! Sie wissen, daß ich Millionärin bin?“
 Er (seufzend). „Leider — ja!“
 Sie (überrascht). „Warum, leider?“
 Er (düster). „Dachten Sie nie daran, daß Reichthum oft Wünsche mehr hindert, denn fördert? Ebenso unerbittlich trennt wie Armut?“
 Sie (kindlich). „Nein — das verstehe ich nicht; es hielten so viele um meine Hand an, aber (langsam nachsinnend) ihre Liebe war egoistisch; heute wird mir das dunkle Gefühl klar, was gegen sie sprach: ein jeder wollte nur sein Glück; keiner erwähnte, mich glücklich machen zu wollen.“
 Er (bewegt). „Danken Sie Ihrem Schutzengel, daß er Ihnen beistand! Glauben Sie mir, wahre Liebe will nur beglücken, darum kennt sie keine höhere Seligkeit auf der Welt, als die Geliebte zu besitzen, um sie vor jeder Sorge, vor jedem rauhen Windhauch schützen zu dürfen!“
 Sie sieht atemlos zu ihm auf — er meidet ihren Blick und wendet seine ganze Aufmerksamkeit dem Wege zu; ein Gefühl rätselhafter Enttäuschung überkommt Augy.

Er (erzwingen scherzhaft). „Jetzt aufgepaßt, meine asphaltverwöhnte Großtäterin — es kommt eine böse, böse Stein-
 treppe!“
 Sie (eigeninnig, indem sie ihren Arm aus dem seinen zu ziehen versucht). „O, wie schrecklich! Nein, diese Geröllstufen gehe ich nicht hinunter, nie — nie! Die sind mir viel zu steil!“
 Er (zuredend). „Aber — aber, wer wird so ungestüm sein! Wollen Sie hier auf halbem Wege sitzen bleiben?“
 Sie (trotzig). „Ja, ich bin so müde. Diese rücksichtslosen Stufen lasse ich mir nicht zumuten.“
 Er (ruhig). „Soll ich Sie hinuntertragen?“
 Sie (errötend). „Nein!“
 Er (gelassen, strengen Tones). „Nun also, dann kommen Sie, aber bitte — sofort!“
 Sie sieht ihn furchsam an, wie ein eingeschüchtertes Kind. Zum erstenmal imponiert ihr männliche Autorität, sie wagt kein Wort des Widerspruches. Schweigend, aber mit manchem Seufzer läßt sie sich behutend die steilen, ausgetretenen Stufen hinunterführen.

(Schluß folgt.)

Nervosität und Erziehung.

Von Dr. Gustav Strehle.

Nachdruck verboten.

Wenn ein Nichtmediziner es wagt, über Nerven und Nervosität zu sprechen, so kann er sicher sein, daß ihm von vielen Seiten jede Berechtigung dazu abgestritten wird, höchstens gestattet man dem Humoristen oder dem Lustspiel- und Schwankdichter, nervöse Frauen auf die Bühne zu bringen oder sonstwie lächerlich zu machen. Aber wir wollen uns daran nicht kehren, zumal es Verhältnisse giebt, in denen gerade der Laie berufen erscheint, seine Ansichten zu äußern, wenn es sich nämlich nicht um wirkliche greifbare Krankheiten handelt, sondern mehr um eine geistige Verirrung, die um sich zu greifen und erhebliches Unheil anzurichten droht. Zu solchen ungesunden Zuständen ist die auf Nervosität beruhende hypochondrische und pessimistische Weltanschauung zu rechnen, der immer zahlreichere Angehörige der gebildeten Stände verfallen.

In unserer Zeit werden, darüber kann kein Zweifel herrschen, an unsere Nerven größere Anforderungen gestellt als früher, weil der Kampf ums Dasein schwieriger geworden ist und es der höchsten Anstrengungen bedarf, will man in demselben nicht unterliegen. Viele Menschen ertragen diese Anspannung ihrer Kräfte nur schwer, und es ist nicht zu läugnen, daß Nervenleiden immer mehr zunehmen. Dies erkennt man schon aus der Unzahl populär-wissenschaftlicher Bücher, die sich mit diesen Krankheiten beschäftigen und deren Lektüre eine sehr ausbreitete ist. Sicherlich ist es nützlich, die Wissenschaft zu popularisieren, ob aber gerade die Medizin sich dafür besonders eignet, möchten wir befragen. Die Bücher über Nervenkrankheiten eröffnen nicht immer tröstliche Ausblicke über die endliche Heilung des Leidens, vor allen Dingen aber begünstigt ihr Studium durch Laien hypochondrische Anschauungen, ohne daß der Nervöse in der Erkenntnis seines Zustandes gefördert wird, da es unmöglich ist, selbst über seinen Körper zu urteilen.

Unser Zeitalter leidet ohnehin an einer gewissen Verweichlichung; kein Mensch will mehr auch die unbedeutendsten Schmerzen ertragen. Die Zähne werden schmerzlos ausgezogen, und man setzt sich lieber den Gefahren einer Narbe aus, als daß man den Mund entwickelt, bei vollem Bewußtsein die kleine Operation an sich vornehmen zu lassen. Es wird ja auch wohl als ein Fortschritt zu bezeichnen sein, daß namentlich bei den gebildeten Klassen anlässlich des geringsten Unwohlseins ärztliche Hilfe zugezogen wird, wo früher ein einfaches Hausmittel genügend befunden wurde. Es ist aber kein Fortschritt, daß die Laien sich dadurch eine oberflächliche Kenntnis des Arzneischatzes aneignen und z. B. bei dem leisesten Kopfschmerz zu Antipyridin, Antifebrin und wie die feinsten immer harmlosen Mittel heißen mögen, greifen. Es ist dies ein entschieden bedenkliches Zeichen einer fortschreitenden Verweichlichung, und außerdem birgt dieses übermäßige, namentlich bei den Nervösen beliebte Mediziniere noch andere Gefahren in sich.

Früher litt die Menschheit nur unter der Geißel des Alkoholismus, jetzt sind allenthalben neue Suchten hinzugekommen als Folgen des Mediziniereins im Uebermaß und der Verweichlichung. Morphium, Kokain und andere Mittel fordern jährlich zahlreiche Opfer, die kaum dem Verderben zu entziehen sind, wie jeder Arzt bestätigen wird. Auch die Erziehung der Beschaffung dieser Narcotika hilft wenig, denn die Süchtigen wissen sich durch größte Raffinerie (Rezeptfälschen zc.) doch in den Besitz derselben zu setzen. Wie weit die Ausbreitung der Morphiumsucht vorgeschritten ist, geht auch aus den Anzeigen der Zeitungen hervor, in denen sich täglich Anstalten empfehlen, welche die Heilung solcher Leidenden als Spezialität betreiben. So ist auch hier die Wohlthat zur Plage geworden. Das größte Kontingent zu diesen Süchtigen stellen die Verweichtlichen, die es nicht ertragen zu können meinen, daß ein gelegentliches Unbehagen nicht sofort durch die schärften Mittel bekämpft wird. Welches Unglück über viele Familien durch solche Zustände herbeigeführt wird, weiß jeder, aber nur wenige sind sich der Gefahren bewußt, die sie bedrohen, wenn sie ihrer Neigung zum Mediziniere fröhnen. Wästen sie das, so würden sie, solange es noch Zeit ist, ihre Willenskraft zusammennehmen und sich gegen die geistige und körperliche Verweichlichung wehren.

Angeichts der immer zunehmenden Nervosität der gebildeten Menschheit erwacht uns aber die Pflicht, alles zu thun, damit unsere heranwachsende Jugend von dieser Plage möglichst verschont bleibe; vor allen Dingen müssen wir uns hüten, sie verweichlichen zu lassen, die Mutterjöhnchen und verhätschelten Töchter sind es hauptsächlich, aus denen sich das Heer der Nervösen rekrutiert. Es ist fehlerhaft, ein Kind bei jedem kleinen Unfall, der es betrifft, zu bedauern und ihm so die Idee beizubringen, daß es etwas Schreckliches wäre, einige Schmerzen, wie sie die Folge eines harmlosen Hinfallens sind, zu ertragen; es ist fehlerhaft, fortwährend vor der Erkältung an sich gesunder Kinder zu bangen und sie so zu kleiden, als ob einige Grade Frost eine sibirische Kälte wären; aber am schlimmsten ist es, wenn der kindliche Wille, wie dies oft aus

Bequemlichkeit der Eltern geschieht, die Oberhand behält und wenn das Kind nicht lernt, ihn untergeordnet. Darf das Kind z. B. jede Speise, die ihm nicht mundet, zurückweisen, das heißt gewöhnt es sich ohne sein Verschulden, sein eigenes Behagen als alleinigen Maßstab an alle Verhältnisse zu legen, so kann man sicher sein, daß es im späteren Leben der nötigen Widerstandsfähigkeit entbehren wird. Hand in Hand mit einer solchen verweichlichen Erziehung pflegt die Gewohnheit der Eltern zu gehen, bei Bestrafung der Kinder in der Schule gegen die letztere Partei zu ergreifen. Schwache Mütter beschweren sich bei den Lehrern über die Behandlung ihrer Kinder und denken nicht daran, daß die Schule eine öffentliche Anstalt ist, in der alle mit gleichem Maß gemessen werden, und daß der Lehrer ein vereidigter Beamter ist, der nach Pflicht und Gewissen handelt. Die Ergebnisse dieser Anstalt sind denn auch meist traurig genug. Das Kind sieht sehr bald, daß man bestrebt ist, ihm auch das verdiente Uebel zu ersparen und daß es bei den kurzichtigen Eltern Schutz gegen die Anforderungen der Schule findet. Sein Geist wird nicht zu strenger Pflichterfüllung gestählt, sondern verweichlicht. So wird aus dem weichen Kinde ein schlechtes Glied der Schule und im späteren Leben, wo es auf sich selbst gestellt ist, lernt es nicht, den Kampf ums Dasein mit tüchtigen Waffen zu führen, weil bei ihm diese Waffen infolge der weichen Behandlung nicht ausgebildet sind. Man wird nur selten die Beobachtung machen, daß von einem so verwöhnten Kinde die Verweichlichung später überwunden wird und daß Thatsache an deren Stelle tritt; jedenfalls geschieht dies nur, wenn das Leben ihm hart mitspielt und die grausame Notwendigkeit es zur Anspannung aller Kräfte zwingt, ehe es zu spät ist.

Remerkenswert ist, daß unsere Zeit überhaupt stets Besorgnisse hegt, daß an die Jugend zu große Anforderungen gestellt würden; man spricht viel von einer Ueberbürdung der Schüler mit Arbeiten, und auch die Presse stellt sich in den Dienst der Entlastung der Jugend, ein Zeichen, daß die Verweichlichung bereits eine Art von Bürgerrecht bei uns erworben hat. Wir wollen hier nicht untersuchen, inwiefern man mit Recht von einer Ueberbürdung der Schüler sprechen kann, aber so viel ist sicher, daß diese ganze Angelegenheit in einem ursächlichen Zusammenhang mit dem Bestreben steht, die Kinder ohne Rücksicht auf ihre Begabung höherer Schulbildung teilhaftig werden zu lassen. Unvernünftige Eltern drängen häufig ihre Kinder in einen Unterricht, dem sie nicht zu folgen vermögen, und diesen unfähigen Elementen zuliebe sollen dann die Leistungen der Schulen herabgesetzt werden. Auch hier spielt die Sucht, es den Kindern unter allen Umständen im Leben recht bequem zu machen, eine Rolle. „Mein Sohn soll es einmal nicht nötig haben, sich so zu quälen wie ich“ ist ein Ausspruch, den man oft genug zu hören bekommt, und doch ist es gerade das schwerste Unrecht an der geistigen Entwicklung eines Kindes, es einer höheren Schule zu überantworten, wenn die Beanlagung dazu nicht vorhanden ist, ein Unrecht, welches sich im späteren Leben bitter zu rächen pflegt. Die Eltern sollten sich ihrer Pflicht als Erzieher mehr bewußt sein, müßten genau zu erforschen suchen, wie weit die Gaben ihrer Kinder reichen, und sich nicht durch falsche Eitelkeit bei der Wahl der Schulen bestimmen lassen, dann stünde es um unsere Jugend besser. Man bedenkt eben nicht, daß man Gefahr läuft, die Kinder in eine ganz verkehrte Geistesrichtung zu bringen. Das Kind, welches dem Unterricht nicht zu folgen vermag, sieht sich vor unlösbare Aufgaben gestellt. Es kann nicht zu dem Segen freudiger Arbeit gelangen, das Gefühl der Unfähigkeit beherrscht es, und anstelle der sich steigenden Spannkraft, die das Bewußtsein, die Pflicht voll erfüllt zu haben, verleiht, tritt eine stumpfe Schläflichkeit, der Vorboten späterer Energielosigkeit und Verweichlichung des Geistes. Wenn es sich herausstellt, daß die Hoffnungen, welche an den Besuch der höheren Schule geknüpft wurden, sich nicht verwirklichen lassen, wird man meist leider zu spät gewahr, daß das Kind auf eine falsche Bahn geleitet worden ist, daß man, in dem Glauben, ihm die Wege des Lebens zu ebnen, Dornen auf seinen Pfad gestreut hat, und vor allen Dingen, daß man es der Zufriedenheit des Gemüths, jener ersten Grundlage der Leistungsfähigkeit, beraubt hat.

Daß solche Menschen geneigt sind, in eine pessimistische Weltanschauung zu verfallen, ist nur zu erklärlich, und daß sie mehr als die, welche an ihrem richtigen Plaz stehen, den Gefahren ausgesetzt sind, nervösen Stimmungen zu verfallen, bedarf keines Beweises. Je schärfer der Kampf ums Dasein sich entwickelt, je größer die Anforderungen sind, die an den einzelnen Menschen gestellt werden müssen, um so wichtiger ist es, daß jeder sich dem Berufe widmet, zu welchem er die meiste Veranlagung hat. Diesen Beruf ermittelt man aber allein dadurch, daß man dem Kinde zunächst eine feinen Gaben entsprechende Erziehung und Schulbildung verschafft, dann wird sich am leichtesten herausstellen, in welcher Richtung sich die jedem Menschen innewohnenden Fähigkeiten am besten entwickeln werden.

So sieht man, daß die Erziehung ein höchst wichtiger Faktor für die spätere geistige Gesundheit des Menschen ist und daß es gerade auf diesem Gebiete der höchsten Aufmerksamkeit und Sorgsamkeit bedarf. Eine gute Erziehung sichert das Fortkommen im Leben, und Erfolge in der späteren beruflichen Thätigkeit erhalten gesund und stärken den Geist. Mißerfolge machen verdrossen, lähmen die Energie und wirken naturgemäß auch schädlich auf das Nervensystem, zumal wenn dieses noch dazu infolge von überzarter, weicherlicher Behandlung in der Jugend nicht genügend widerstandsfähig ist. Sind Körper und Geist harmonisch ausgebildet, dann dürfen wir die Zuversicht haben, daß wir den unvermeidlichen Widerwärtigkeiten des Lebens gewachsen sein werden; aber auch ein schwächerer Körper wird bei energischem Geiste nicht unterliegen, und diesen energischen Geist vermag eine sorgsame Erziehung zu erwecken, wenigstens kann man viel zu seiner Ausbildung beitragen. Also gilt es bei unserer heranwachsenden Jugend Körper und Geist zu stärken, jegliche Verweichlichung fernzuhalten und so Vertrauen auf die eigene Kraft hervorzurufen. Wird die häusliche Erziehung nach solchen Grundsätzen geleitet, dann können die Eltern sich wenigstens sagen, daß sie ihre Schuligkeit gethan haben und daß, wenn trotzdem sich bei den Kindern Schwäche des Charakters und übergroße Empfindlichkeit des Nervensystems einstellen, es sich um eine Veranlagung handelte, gegen die menschliche Hilfe nichts auszurichten vermochte.



Südliches Kreuz.

Die Nacht bricht an. In schnellem Laufe
eilt das Schiff
Gen Norden, den Aequator schneidend,
durch die Finnen.
Am dunklen Himmel blühen auf die
ewigen Sterne,
Und in den Tiefen sprüht ein heimlich
Phosphorlicht.
Noch einmal zeigt du mir dein Bild,
du Kreuz des Südens,
Noch einmal grüßest du den Wandrer
auf den Bogen.
Dein Licht bestraht jetzt jene fernen
Tropenwälder.
Leif zitternd neigen sich im Wind die
Palmenwipfel.

Und braune Mädchen klagen dir ihr Liebesleid,
Leb' wohl! Der Nebel steigt schon überm Horizonte,
Leb' wohl! Und grüße mir die duftigen Tropenblumen,
Grüß mir die Palmen, grüß mir auch die braunen Mädchen
Die Lieb' und Haß in ihren Wäsen bergen!
Leb' wohl, leb' wohl! In duftig zarte Nebelschleier
Süßt sich des Südens Kreuz — mein Schiff eilt schnell gen Norden.

(Zeichnung und Text vom Marinemaler Hans Bohrdt.)

Im Vatikan.

Harmlos-heitere Erinnerungen von Bianca Miramare.

Nachdruck verboten.

In Rom gewesen zu sein, ohne den Papst gesehen zu haben, dieser Gedanke will der verständigsten deutschen Frau nicht in den Kopf, und wäre sie die eifrigste Anhängerin Luthers oder die beredteste Verteidigerin des alttestamentarischen Glaubens. Der Papst ist für sie der Inbegriff alles Sehenswürdigsten in Rom. Nicht die hohe Frau vom Kapitol, selbst nicht der Apoll des Belvedere üben auf das weibliche Gemüt eine solche Anziehungskraft, wie der ehrwürdige Greis im Vatikan. Die Missionen am päpstlichen Hofe, ohne deren Empfehlung eine Audienz beim Heiligen Vater schwer zu erlangen ist, wissen von diesen Dingen ein Liedchen zu singen, und unvergeßlich wird mir die deutsche adelige Dame bleiben, die mir eines Abends im Künstlerverein von den unendlichen Schwierigkeiten erzählte, die es ihr bereitete, einen „Promess“ zum Papste zu erhalten. Sie meinte einen „Permesso“, einen Erlaubnißschein, wie man ihn sich für die Besichtigung einzelner Galerien in Rom auswirken muß. Es kommt einem Teil dieser Damen gar nicht in den Sinn, dabei auch nur den Gedanken an eine Audienz bei einem Grafen oder einem Fürsten zu wagen, in Rom halten sie den Besuch beim Heiligen Vater für etwas ganz Natürliches, und vergessen dabei, daß die Zulassung in die Umgebung des Heiligen Vaters ein Gnadenakt ist, den dieser ihnen, den Nichtkatholiken, nicht in seiner Eigenschaft als Oberhirt der katholischen Christenheit, sondern als Souverän erteilt. Die Naivität der deutschen Damen in diesem Punkte geht so weit, daß sie, wenn sie schließlich die Einladung zur Audienz auf irgendwelche Weise erhalten haben, sehr häufig erklären, sich dem Hofceremoniell des Vatikan, dem Niederknien, dem Pantoffel- oder Fischerringfuß nicht fügen zu wollen. Dazu gingen sie nicht in den Vatikan, äußern sie wohl, ihren Glauben zu verleugnen und vor dem Papste zu knien, sie wollen den Papst nur sehen. Man

hat, wenn man selber Vermittler der Audienz war, alle mögliche Mühe, sie zu bewegen, sich dem Ceremoniell anzubequemen und diejenigen nicht zu kompromittieren, die sich für sie verwendet haben. Auch die Herren machen in dieser Beziehung allerhand Wippen, und einem derselben, der nicht knien wollte, blieb die Beschämung nicht erspart, daß der Papst ihn, wie man erzählt, die schlichten Worte sagte: „Knien Sie nur nieder, der Segen eines alten Mannes wird Ihnen nicht schaden.“

Bekanntlich verlangt die Hofordnung des Vatikan für den Empfang eine besondere Toilette. Die Damen müssen in hohem, schwarzem Kleide, mit dem vom Kopf herabwallenden römischen Schleier, ohne Handschuhe erscheinen. Ohne Handschuhe? Nur die Prinzessinnen aus königlichem Geblüt haben das Recht, Handschuhe anzuziehen, und das auch erst seit kurzer Zeit.

Diese Toilette macht nun unseren deutschen Damen manchmal sehr viel Kopfzerbrechen. Aber sie sind erfindungsreich wie Odysseus. Das schwarze Spizentuch wird zum Schleier, und der schwarzseidene Unterrock zum festlichen Audienzkleid. Habe ich mich doch selbst einmal in diesem Aufzug dem Heiligen Vater, sehr wider meinen Willen, präsentiert, als ich die Frau eines Berliner Finanzmannes zu einer Audienz in den Vatikan begleitete, die ich ihr ausgemittelt hatte. Der kleinen Frau wurde im letzten Augenblicke bange, und sie bat mich himmelhoch, sie nicht allein gehen zu lassen. Was war zu thun, wir standen bereits in einem Vorraum, ich war in Straßentoilette. Glücklicherweise war ich im Vatikan bekannt. Der Kommandant der päpstlichen Carabinieri, Signor Lambertini, mein väterlicher Freund, mußte Rat schaffen. In aller Eile besorgte er mir noch die Erlaubnis, an der Audienz teilzunehmen. Dann zogen wir uns in ein — es ist schrecklich zu sagen — hinter dem Wachtlokal der Schweizer gelegenes Kämmerchen zurück. Ueber meinen farbigen Rock zog ich den schwarzen Atlasunterrock meiner Freundin, meine farbige Taille verdeckte eine fast geschlossene schwarze Jacke, und vor dem blinden Spiegel der Wache steckte ich mir mein Spizentuch als

Schleier auf. Es war mir zwar etwas bänglich, in diesem sonderbaren Aufzuge vor dem Papste zu erscheinen, aber ich versteckte mich so gut wie möglich hinter meiner Freundin. Wie es bei solchen Gelegenheiten aber immer geht, waren ein guter Bekannter, der junge Graf Pecci, ein Neffe des Papstes, welcher der päpstlichen Noblegarde angehörte, und ein mir ebenfalls befreundeter cameriere segreto di cappa e spada, einer der weltlichen Kammerherren, vom Dienst, sodas mir mein Verstecken nichts half. Meine Verwirrung stieg aber aufs höchste, als Leo XIII. plötzlich vor mir stehen blieb und mich in eine, wenn auch selbstverständlich kurze Unterhaltung verwickelte. Mir war zu Mute, wie dem jungen Mädchen im Konfirmandenunterricht, dem der Geistliche beim Abhören der Gebote die Hand mit der Frage: „Was ist das?“ auf die Schulter legte und das verwirrt und hocherrötend erwiderte: „Meiner Mutter schwarze Sammetjacke.“ Was half es? Ich, im schwarzen Unterrock der schönen Frau S., wurde mitgesegnet.

Auch für die Herren ist eine bestimmte Toilette vorgeschrieben. Sie erscheinen alle im Frack und weißer Krawatte, ebenfalls ohne Handschuhe. Nur die Minister und Hofschaffner dürfen an der einen Hand den Handschuh anlegen, während sie den andern in der Hand tragen. Die Militärs in Uniform dürfen dagegen beide Handschuhe tragen, wenn diese einen Teil der Uniform ausmachen; doch dürfen sie überhaupt nur in Uniform sich zeigen, wenn sie eine offizielle Mission beim Heiligen Vater haben. Jeder andere Offizier muß im Frack erscheinen. Die Geistlichen tragen, über die Soutane geworfen, den großen „ferrajolone“, den römischen Ceremonienmantel. Die Hüte lassen die Herren im Zimmer der bussolanti, in einem der zahlreichen Vorzimmer, die man zu durchschreiten hat, ehe man in den päpstlichen Thronsaal gelangt.

Mancherlei krauses Zeug passiert bei den Audienzen. Hysterische Frauen fallen in Ohnmacht, andere drängen sich dicht an den Papst, um des Segens gewiß teilhaftig zu werden, große Mengen von Rosenkränzen oder sonstigen Kultusgegenständen werden mitgebracht, um den päpstlichen Segen zu empfangen und dann als ebenso billiges wie köstliches Reisesouvenir verteilt zu werden.

Einer lieben Freundin passierte es, daß sie beim Nahen des Papstes in Aufregung und Neugierde zu knien vergaß. Der Heilige Vater und die versammelten geistlichen Würdenträger warfen ihr einen strafenden Blick zu. In ihrer Seelenangst wußte sie nichts Besseres zu thun, als ein Unwohlsein zu fingieren. Sie faßte sich nach dem Herzen, machte ein verzweifertes Gesicht und stellte sich einer Ohnmacht nahe. Sofort eilten einige Geistliche herbei und führten sie hinaus. Nachdem man sie vorsichtig in einen Fauteuil niedergelassen, fragten die Monsignori die Dame, ob sie ihr eine Erfrischung bieten könnten. Sie bat um ein Glas Wasser. Verdutzt sahen sich die geistlichen Herren an. „Acqua?“ fragten sie, als ob meine Freundin ein unheimlich schnell tödendes Gift gefordert hätte, und schüttelten den Kopf, ohne das Gewünschte zu besorgen. Dann schlugen sie ihr alle möglichen Weine und Liqueure vor, sie lehnte ab, man rief die Diener, sie kamen mit Bernut, Marsala und Genzano-Wein zurück, aber ein Glas Wasser konnte meine Freundin, trotz des Wasserreichthums Roms, im Vatikan damals nicht erhalten.

Die Verwirrung, die sich aber der zu einer Audienz Verstatteten bemächtigt, wenn der Heilige Vater sie anredet, ist meist beispiellos. Es werden die konfusesten Antworten gegeben, namentlich wenn der Angeredete nicht des Französischen oder Italienischen mächtig ist. Infolgedessen beschränkt der Papst sich meist auf die Frage nach der Herkunft. Und auch hier passiert noch häufig die Geschichte, die man sich von dem polnischen Soldaten erzählt, dem auf die üblichen Fragen seines Fürsten nach Alter, Herkunft und Familie die deutschen Antworten in der entsprechenden Reihenfolge eingepreßt worden waren und der dann in verkehrter Folge befragt, durch seine mechanisch erlernten Antworten bekanntlich eine lustige Szene herbeiführte.

Manchesmal entwickeln sich aus Rede und Gegenrede sehr unangenehme Unterhaltungen. So wohnte ich, bald nach der Einnahme Roms, einer Audienz an, in welcher der verstorbene Papst Pius IX. einen Landsmann Windhorst's, einen jungen Apotheker, offenbar in der Absicht, eine Antwort des Abscheus zu erhalten, fragte: „Eh bien, comment trouvez-vous cette Rome d'aujourd'hui?“, worauf dieser verblüfft, aber mit einem Accent großer Aufrichtigkeit, zum Entsetzen der den Papst umgebenden hohen Geistlichen, antwortete: „Pas mal, Monsieur!“

Ich spreche hier nur von öffentlichen großen Audienzen, die von Privataudienzen sehr verschieden sind, und die meist in irgendeiner bestimmten Absicht erbeten werden. Die schnurrigsten Anliegen werden dem Heiligen Vater in diesen vorgebracht, und ich erinnere mich einer amüsanten Audienzanekdote, die dem Esprit Pius IX. alle Ehre macht.

Fanny Cister, die berühmte Tänzerin, trat in Rom im Argentinatheater auf. Ihre Verehrer beabsichtigten, ihr ein Geschenk zu machen. Es wurde die in den vierziger Jahren enorme Summe von 12000 Franken gesammelt, und ein goldener Kranz für die Künstlerin bestellt. Im letzten Augenblick, als das Geschenk übergeben werden sollte, erfaßte die römischen Subskribenten doch ein gekündes Bedenken darüber, was der Papst zu einem so kostbaren Geschenk an eine Künstlerin sagen würde. Die Unternehmer der Sammlung erbatene eine Audienz.

„Heiliger Vater,“ jagten sie zu ihm, „wir beabsichtigen einer frommen und anständigen Tänzerin einen goldenen Kranz im Werte von 12000 Franken zu schenken. Wir werden dies aber nur thun, wenn Ew. Heiligkeit geruhen, hierzu Ihre Genehmigung allergnädigst zu erteilen.“ Pius IX. mochte wohl denken, daß das Geld bessere Verwendung finden könnte, aber er ließ es sich nicht merken und erwiderte nur: „Ich habe hier weder meine Billigung noch meine Zustimmung zu erteilen, aber ich will mich auch Ihrem Vorhaben nicht widersetzen. Nur möchte ich Ihnen bemerken, daß Sie in der Wahl Ihres Geschenkes hätten glücklicher sein können. Ich habe nämlich mit meinem schlichten Priesterverstande immer geglaubt, daß die Kränze für den Kopf und nicht für die Beine wären.“

Sehr oft habe ich mich gefragt, was die Nichtkatholiken aus solcher Audienz mitnehmen? Nichts als die Befriedigung des Wunsches, den Papst gesehen, die Kleider einer historischen Persönlichkeit gestreift zu haben.

Und doch ein Mal, und das ist meine liebste Erinnerung aus diesen Audienzen, denen ich zum Zweck gewisser



— — — — —
Bierbank-Politiker.
— — — — —
Gemälde von Hermann Kern.

m
er-
sie
er
el-
n-
er
in
er
nd
ng
im
ber
die
te:
im
t.
ge-
te,
ter
nd
em
eil
in
ei-
er-
en,
tel.
in
ten
en.
ich
en,
is-
zu
je-
en
af.
en-
rer
ln-
en,
hn-
ten
mil
ihr
jer.
ten
des
Ge-
hen
ner,
iid,
jer-
er-
ist
ge-
hen
apf
ier
vol-
nes
nt-
den
eine
ene
un-
Ein-
apf
eter,
ten,
ome
cent
iden
zen,
t in
nur-
rge-
pote,
im
ein
hren
gol-
gen-
e rö-
iber,
inst-
aten
igen
rang
dies
Zhre
wohl
aber
habe
u er-
ider-
Wahl
habe
aubt,
e i n e
lifen
gung
schen
Gr-
wiffer

Studien häufiger bewohnte, hat sich für zwei Protestanten auch daraus etwas Erfreuliches und Dauerndes ergeben.

Elisa von M., eine junge Freundin aus der Pension in Brüssel, war mit einer älteren, kränklichen Tante nach Rom gekommen und hatte sich unter meinen, zwar nur um zwei Jahr stärkeren, aber durch meinen Mann multiplizierten Schutz begeben. Eines Tages erzählte sie mir, daß ihr ihre alte Amme, die katholische Bekenninisse war, zwei Rosenkränze, den des Herrn Pfarrers und ihren eigenen geschickt, um sie beide vom Heiligen Vater weihen zu lassen.

Was war zu thun? Ich sorgte für eine Audienz und begleitete meine kleine, zarte Blondine mit den träumerischen, blauen Augen. Kurz vor der großen Bronzethüre, an welcher die Schweizer in ihrer farbenfrohen Tracht Wache halten, stießen wir fast mit einem Wagen zusammen, aus dem ein schlanker junger Mann mit einer dunkelgelben Contessa heraustrat, die einer der ersten, dem Papste treugebliebenen Familien Roms angehörte. Zu meiner großen Verwunderung grüßte der junge Herr, und ich sah, wie Elisa bis über die Ohren erröthete und dann erbleichte.

„Wer ist denn —?“

„Herr von S., eine Reisebekanntschaft!“

Wir standen im Vorsaal still harrend, beide abseits, während der junge Graf, von der Contessa den Nobelgarben und den Geheimkammerern als ihr Better vorgestellt, mit diesen sich bald in halbblauem geführt, lebhaftem Gespräch befand. Ich bemerkte, wie er hier und da einen scharfen, forschenden Blick zu uns herüberwarf, während Schön-Elisa, auf deren Gesicht sich eine Verzweiflung grenzende Enttäuschung malte, nur schüchtern das Auge aufzuschlagen vermochte.

Der Papst erschien. An diese Audienzen gewöhnt, machte ich es mir auf meinen Knien so bequem wie möglich und beobachtete. Es fiel mir auf, daß Elisa neben mir eine innere Sammlung, eine fast religiöse Bewegtheit zur Schau trug, die ich eigentlich nur von einer Katholikin erwarten konnte. Blödsinnig aber überraschte ich sie, wie ein Blick, ein ganz kleiner flüchtiger Blick, zu Herrn von S. hinüberschweifte. Ich folgte demselben unwillkürlich.

Auch die Reisebekanntschaft Elisas war ergriffen und der Feierlichkeit ganz hingegeben. Aber merkwürdig, auch Herr von S. fand doch einen Moment Zeit, die schweren, schwarzen Wimpern zu heben und mit den schönen, blaugrauen Augensternen zu seiner Reisebekanntschaft hinüberzublicken. Diese aber war schon wieder, das Haupt tief gebeugt, die Augen auf die Rosenkränze gerichtet, in ihre Andacht zurückgesunken. Merkwürdig, die Kränze zitterten ganz erheblich in der Hand, als ob das zarte Körperchen, dem sie angehörten, von einer tiefen Bewegung geschüttelt würde. Ich fing an, mich zu ängstigen. Alle Begebenheiten, die infolge starker Sinnesindrücke bei ähnlichen Ceremonien vorgekommen waren, schossen in meinem Gedächtnis auf, und ich empfand etwas wie Verantwortlichkeit und Gewissensbisse darüber, daß ich die Hand zur Audienz geboten hatte.

Die Feier war zu Ende. Der Heilige Vater hatte sich längere Zeit mit dem Herrn von S. unterhalten. Wir waren zu weit entfernt, um zu hören, was er sprach. Er schien aber besonders gnädig gegen den jungen Mann zu sein und erteilte ihm einen Spezialsegnen. Mit ungewohnter Hast zog mich Elisa von M. aus dem Audienzsaal. Wir fuhren heim. In eine Ecke des Wagens gedrückt, von nachwirkender Erregung bleich, zitternd im Ton, unterbrach sie schließlich das Schweigen: „Könntest du dich einem Manne zu Liebe entschließen, deine Religion zu wechseln?“

„Per Dio,“ erwiderte ich, „darüber habe ich noch nicht nachgedacht, aber ich glaube nicht!“

Die Kleine stuzte, antwortete aber nicht.

„Wie kommst du auf diese Frage?“ begann ich nach einiger Zeit völligen Schweigens Elisas, etwas ärgerlich über dieses Benehmen, wieder.

„Weil er katholisch und strenggläubig ist,“ fuhr es mit einemmale heraus, und nun hatte ich ein langes Geständnis mit anzuhören, wie sie Herrn von S. auf der Reise kennen gelernt, wie er ihr mit seinen italienischen Sprachkenntnissen behilflich gewesen, wie er für die Tante gesorgt, sich aufopfernd ihrer bis Florenz angenommen hatte, wo er leider — dieses leider war vielfach — erwartet wurde. Er könne erst gestern in Rom angekommen sein, und nun sei sie ihm in der Audienz begegnet, und er sei so strenggläubig, wiederholte sie verzweifelt, „denn würde ihn sonst der Papst so ausgezeichnet und die hohe Geistlichkeit ihn mit so hervorragender Aufmerksamkeit behandelt haben?“

Das letztere war wahr. Dagegen ließ sich nichts sagen.

„Er wird nie eine Protestantin heiraten!“ ging es dann wieder los.

„Ja, was geht denn dich das eigentlich an?“ warf ich, um sie zum äußersten zu treiben, ein. Und das äußerste kam. „Ach, ich muß es dir nur gestehen,“ kam es erst verzagt heraus, „das macht mich zu dem unglücklichsten Mädchen der Welt! Ach, wenn ich nur in meiner letzten Krankheit gestorben wäre — denn ich liebe ihn mit der ganzen —“

„Stop! stop!“ fuhr ich, nur mit Mühe ein Lächeln über diese mädchenhafte, mir wohlbekannte Uebertreibung unterdrückend, dazwischen. „Liebt er dich denn auch, und woher weißt du das?“

Wie die scheidende Sonne mit Feuergluten die Erde malt, so bedeckte die plötzlich hinter der Wolke des durch die Frage erweckten Zweifels untergehende Liebesonne das arme, blasse Gesicht meiner Freundin mit dunkler Röte. Dann erblähte Elisa, daß mir himmelangst wurde. Nach einigen Sekunden, in welchen sie sich wieder gefaßt hatte, fuhr sie fort: „Ja, sie hat mir einen Augenblick hell gestrahlt, diese Liebe. Ich habe es gefühlt an dem Blick seiner Augen und dem Druck seiner Hand, und nun ist alles vorbei, dahin, denn ich kann nicht katholisch werden, und wenn ich's auch wollte, Papa, der starre Protestant, würde es nie gestatten. O, ich bin zu unglücklich!“ Und dabei rannen große kristallene Thränen aus ihren blauen Augen.

„Und was sagt denn deine Tante dazu?“

„Du lieber Gott, die hat ja keine Ahnung!“

Am andern Morgen war ich in aller Frühe bei Elisa. Nein, sie durfte nicht unglücklich werden! Ich selber war mit meinem Ernst zu glücklich, sie sollte, soweit dies von meiner Macht abhing, es ebenso werden. Wenn sich eine neunzehnjährige Frau etwas vornimmt, setzt sie es durch. Wie? das wußte ich freilich selbst noch nicht.

Auf der Treppe im Hotel Quirinal, wo Elisa wohnte, schritt mit mir ein Lohndiener mit einer mächtigen Lyra aus Parmaveichen, auf welcher ein Kreuz aus hellroten Rosen lag, die Stufen hinauf. Wir hielten beide vor Nummer 43. Die Jose von Elisas Tante öffnete, führte mich ein und nahm dem Diener die Blumen, ein weißeingeschlagenes Paketchen und eine beschriebene Visitenkarte ab, auf der Herr v. S. um die Erlaubnis bat, am nächsten Tage, es war ein Sonntag, seinen Besuch machen zu dürfen. Während die Tante einige Worte an Herrn von S. richtete, um ihn zu benachrichtigen, daß sie sich freuen würde, ihn zu empfangen, öffnete Elisa das für sie bestimmte Paketchen. Es war ein prächtiges, im Stile des cinquecento gebundenes katholisches Gebetbuch mit entzückenden Miniaturen, ein kostbares Geschenk.

Ein Schreckensruf entfuhr dem armen Mädchen. „Ich wußte es ja, ich wußte es ja,“ stöhnte sie leise, thranenden Auges über das Geschenk gebeugt, in welchem sie unbewußt ein Bild der über dem Kreuz weinenden blonden Madonna auf blauem, goldumrandetem Grunde aufgeschlagen hatte. „Er ist katholisch und glaubt, ich sei es auch. Ich muß morgen abreisen...“

„Nimm dich doch zusammen,“ raunte ich ihr zu, „daß die Tante nichts merkt!“ Diese war eben mit ihrer Antwort fertig geworden und erging sich in Lobeserhebungen über die Liebenswürdigkeit des Herrn von S. Das Mädchen hatte ich schnell in die Kleidertasche eskamotiert, sodaß die gute Frau gar nichts von diesem sonderbaren Geschenk erfuhr.

Als ich Elisa endlich allein hatte, redete ich ihr ins Gewissen, schalt sie darüber aus, daß sie vielleicht einer vorübergehenden, und wie ich nun auch annehmen mußte, hoffnungslosen Neigung die Zügel schießen ließ, und benahm mich, wie es einer gelesenen Frau zukommt, die einen dicken Jungen von drei Monaten, der am nächsten Tage getauft werden sollte, ihr eigen nennt. In Rom vollzieht sich nämlich die Taufe in deutschprotestantischen Kreisen nicht so schnell. Der Botenschaftsprediger hat meist einen langen Sommerurlaub, und da heißt es sich gedulden, bis er zurück ist und die Amtshandlung vornehmen kann. Außerdem hatten wir auf Elisa gewartet, die Patin sein sollte. Unser Konsul sollte der „Got“ sein, wie sie am Rhein sagen.

Schließlich gelang es mir wenigstens, den Thränenstrom Elisas zu trocken. Freilich sehr überzeugend vermochte ich noch immer nicht zu sprechen, und half mir mit allgemeinen Redensarten, wie „wer weiß, wozu es gut ist“, und „Ghen werden im Himmel geschlossen! Wenn er der Deine werden soll, wird er's doch — nur nicht verzagen!“ Im stillen nahm ich mir aber vor, am Abend, wenn Ernst von der Fuchsjagd heim käme, mit ihm zu überlegen, was in dem schwierigen Fall zu thun wäre.

Aber Ernst kam nicht, dagegen ein Diener seines Klubs mit einem Biletchen, worin der Gatte mir mitteilte, daß er im Klub zum Essen bleibe, da er eine politische Persönlichkeit zu sprechen habe. Ich war empört, daß er am Vorabend der Taufe seines Erstgeborenen fortblieb. „Daß dir die Zeit nicht lang werden, und laß Elisa im Coupé abholen. Ich bin gegen Mitternacht zu Hause. A propos noch eine dumme Nachricht, der Konsul ist krank und kann morgen nicht bei uns Gevatter stehen. Ich habe aber hier schon einen Vertreter gefunden.“ Auch das noch! Ich ließ natürlich Elisa nicht abholen, denn ich wollte niemanden zum Zeugen meiner bösen Laune haben. Und doch, sie hätte daran ersehen können, wie schlecht die Männer sind. Aber nein! Ich hatte ihr zu viel von meinem Glück vorgeschwärmt.

Als mein Mann nach Hause kam, that ich natürlich, als ob ich ganz fest schlief. Ich blinzelte unter den Wimpern aber doch hervor, sah, wie er sich in das anstößende Zimmer zum Jungen schlich. Dann kam er leise zurück, schaute lange zu mir hin, über sein Gesicht flog ein glückliches Lächeln, und er warf mir einen Kuffinger zu. Ich drehte mich wie im Schlafe herum, um nicht durch mein Lachen zu verraten, daß ich wachte.

Am nächsten Morgen wurde ich durch das Herniederklaffen eines echten römischen Landregens geweckt. Es war eiskalt. Um keinen Preis hätte ich das Kind bei dem Wetter in die kalte Kirche zur Taufe geschickt. Ich erhob mich und ließ alles zu einer Haustaufe herrichten. Im Salon wurden bereits Topfgewächse aufgestellt, als endlich sich auch mein Gatte zu ermuntern geruhte.

Ich stellte mich noch immer böse, obwohl ich mir sagte, daß das gerade an einem solchen Tage nicht sehr hübsch sei. Er wollte einen Kuß haben, den ich ihm hartnäckig verweigerte.

„Darf ich vielleicht erfahren, wer der andere Taufzeuge ist?“

„Erst den Kuß!“

„O, ich bin nicht neugierig!“

Um zehn Uhr ging mein Mann zur Kirche, während ich in meinen Vorbereitungen zur heiligen Handlung fortfuhr. Der Junge sah in seinem weißen, gestickten, ausgeschüttelten Kleidchen mit den dicken Ärmchen, die aus den mit blauen Schleifen zusammengehaltenen Puffärmelchen herauslugten, zum Anbeissen hübsch aus.

Kurz nach zwölf Uhr erschien mein Mann mit dem Botenschaftsprediger, der Kirchendiener folgte mit der Bibel, der Agende und den Geräten. Das festlich gekleidete Dienstpersonal hatte sich bereits im Salon eingefunden — da, ein Ruck an der Klingel, die Thüren flogen auf, und herein trat Herr von S., den mein Mann mir und der vor wenigen Minuten eingetroffenen Elisa als den stellvertretenden Paten und als alten Schulkameraden vorstellte.

Einen Augenblick sahen sich Elisa und S. starr an, dann klang es unisono staccato, wie in einem Duett: „Sie — sind — also — nicht...?“ Darauf schüttelten sie beide energisch den Kopf. Dann merkte sie aber wohl, daß das nicht der Augenblick zu Auseinandersetzungen war. Elisa zitterte wie Espenlaub, sodaß ich es kaum wagte, ihr das Kind während des ersten Teiles der Taufe anzuvertrauen. Der Junge fing furchtbar an zu schreien, die Wärterin nahm ihr das Kind ab, um es zu beruhigen, während die heilige Handlung fortbauerte.

Und nun sollten Eltern und Paten zur Bekräftigung der Versicherung, daß sie das Kind in dem evangelischen Glauben erziehen lassen wollen, die Hand auf den Täufel legen. Herrn von S. und Elisas Hände berührten sich unwillkürlich, und über unserm dicken Jungen schlossen die beiden den Bund fürs Leben.

O bleib' ein Kind, solange du kannst.*

O bleib' ein Kind, solange du kannst,
Solange das Schicksal nicht
Mit rauher Hand die Träume nimmt,
Den frommen Glauben bricht!

Das ist der Wunder schöne Welt,
Der Märchen goldne Zeit,
Wo noch der arme Wandersmann
Sich die Prinzessin freit.

O freue dich des Zauberreichs!
Die Zeit ist nie zu fern,
Und in des Lebens wildem Strom
Versinkt dir Stern um Stern.

D'rum bleib' ein Kind, solange du kannst,
Bleib' jung, o bleibe jung,
Bald ist des Lebens Morgentraum
Dir nur — Erinnerung.

* Aus der trefflichen Sammlung „Gedichte“ von Franz Wolff. Mit 5 Bildern von Leop. Burger. (Leipzig, Verlag von Oswald Muehl.)

Geselligkeit und Gesellschaften.

Von August Niemann.

Nachdruck verboten.

Schon manchen Zuschauer wird es ergötzt haben, im Anfang des Sardouischen Schauspiels „Dora“ die Vorbereitungen zu dem Souper zu beobachten, das Doras Mutter ihren Freunden und Bekannten anbietet. Sie spricht gar wichtig von der „Kollation“, die bereitet werden soll, und dann stellt der Diener eine Flasche frischen Wassers, einige Orangen, Zucker und eine Schale mit Biskuits, sowie ein Duzend Gläser auf den Tisch. Damit ist die Kollation vollendet. Wie? fragt der Norddeutsche, der an die Hebräen, steirischen Kapauern, getrüffelten Boularden und Weinflaschen seiner Bekanntschaft denkt — wie? Ist das ein südlisches Souper? Oder soll das ein Scherz sein? Oder will Sardou das glänzende Glend in Doras Familie schildern? Oder ist das ein Notbehelf der Regie?

Aber wirklich begnügen sich die geselligen Leute in Frankreich und Italien, von Spanien ganz zu schweigen, mit so magerer Bewirtung und finden ihr Vergnügen in munterem, witzigem, für den Nordländer gar zu flüchtigem, schnellem Gespräch. Der beau causeur ist in romantischen Ländern der Stolz der Gesellschaft, während bei uns der Mann, den jene einen beauca useur nennen, für verdächtig wegen Hohlköpfigkeit, Fribolität und Courmacherei nebst Schmeichelei gelten würde. Unser Stolz scheint es zu sein, die Gäste in den Zustand zu versetzen, der die Boa Constrictor nach ihrem verschlungenen Kaninchen beherrscht.

Man sagt nun wohl, das läge an der Einteilung des Tages. Bei uns essen die meisten Leute um ein Uhr zu Mittag, oder, wenn sie es etwas vornehmer machen wollen, um zwei Uhr, oder, wenn sie ganz vornehm sind, um vier Uhr und fünf Uhr. Wenn dann noch Einladungen für den Abend vorliegen, muß wohl ein Souper gegeben werden, wobei man ißt und trinkt und nicht nur schwätzt. Im Süden dagegen wird um zwölf Uhr gefrühstückt und um sieben Uhr zu Mittag gespeist — ebenso in England — und wenn dann noch Abendgesellschaften stattfinden, sind sie von vorwiegend immaterieller Art. Allerdings giebt es auch dort richtige Soupers nach unserem Geschmack, die Regel aber ist, daß nur Limonade, Wein und Wasser, und ein Imbiß von Konfekt gereicht werden. Wirt und Gast haben ihre Hauptmahlzeit eingenommen, bevor sie sich zu geselliger Vereinigung treffen.

Ganz recht: es ist die Einteilung des Tages. Aber daß der Tag in solcher Weise eingeteilt ist, erfolgt eben aus den gesellschaftlichen Eigentümlichkeiten, und die Folge davon ist, daß bei uns die Geselligkeit mit schweren Opfern verbunden ist und sich auf eine bestimmte Anzahl von Gesellschaften beschränkt, während die Leute im Süden beinahe alle Tage zusammenkommen, ohne daß es ihnen viel kostet. Franzosen und Italiener legen den Schwerpunkt auf die Unterhaltung, wir auf die Verpflegung. Es ist keine Frage, daß bei uns die gute Gesellschaft, mit Ausnahme der wenigen Familien, wo die Mittel unbeschränkt sind, in der Geselligkeit nicht nur ein Vergnügen erblickt, sondern auch eine Last, eine mit der gesellschaftlichen Stellung verbundene schwere Aufgabe, der zu Gesellen die tägliche Ausgabe für den Haushalt oft in peinlicher Weise beschränkt werden muß. Eine sehr große Anzahl von Familien innerhalb der upper ten, Familien von Beamten, Offizieren, Professoren, Aerzten, ist zur Aufrechterhaltung ihrer Stellung genötigt, Gesellschaften zu geben, und sieht dann aus dem allgemeinen Budget drei oder vier obligatorische Feste wie Säulen hervorrängen, deren Bau kunstvoll aus einem Material bewirkt werden muß, das man lieber für den täglichen Bedarf gebrauchen würde. Ein Diner, zwei Soupers und ein Ball verschlingen eine Summe, die den Mittagstisch für das ganze Jahr verbessern und auch noch andere Dinge liefern würde, die man ungern unterläßt. Und wie fallen schließlich diese Gesellschaften aus, wo man Leute um sich sieht, die man kaum kennt und vielleicht im ganzen Leben kein halbes Duzend Mal zu Gesicht bekommt? Man ißt und trinkt teure Speisen und Getränke, redet über Dinge, die meistens schon in den neuesten Zeitungen erschöpft worden sind, und schleppt die Unterhaltung mühsam bis zum ersehnten Aufbruch hin. Dabei sind namentlich die unverheirateten Herren so verwöhnt, daß sie alle Gerichte kritisch betrachten und den Wirten eine Art von Beängstigung darüber einflößen, ob auch wohl die Bewirtung ebenso gut gewesen sei wie bei Geheimrat X. oder General Y., wo man sich letzten gesehen.

Es ist keine Frage, daß der Materialismus, über dessen Anwachsen soviel geklagt wird, sich in der Geselligkeit vor-

drängt und breit macht. Das liegt zum Teil im deutschen Volkscharakter. Wir sind das einzige Volk, wo das starke Trinken nicht nur geübt, sondern auch belobt wird. Seit den ältesten Zeiten ist das Trinken bei uns eine Lust und eine Ehre. Neuerdings hat das Bier eine Herrschaft erlangt, die schon zum Götzendienste zu führen scheint. Mehr Geld, als das Mittelalter für Dome, Klöster und Reliquien-schreine aufwandte, wird in unseren Tagen für die Errichtung von Palästen ausgegeben, die keinen anderen Zweck haben, als dem Volke den Biergenuss angenehm zu machen. Es ist aber garricht zu erwarten, daß Leute, die es gewohnt sind, mindestens abends, oft schon am Tage, in prächtigen Hallen verschiedene Krüge eines allmählich betäubenden und den Körper beschwerenden Getränkes einzuschlürfen, sich noch im Salon wohl-fühlen sollten. Salons, wie im alten Berlin, wo ästhetische Unterhaltung bei Thee und dünnen Butterbröten gepflogen ward, sind undenkbar, wenn man sich Besucher vorstellt, die an bairisch Bier gewöhnt sind. Wenn wir jetzt ausnahmsweise noch einen Herrn bemerken, der durch sein lebhaftes und galantes Benehmen auffällt, so können wir sicher sein, daß er kein Besucher der Bierpaläste ist. Der Typus der heutigen Herrenwelt ist der breitspürige, bequeme, oft mit Schmarren im Gesicht gezeigte, empfindliche, eckig höfliche und gedunfene Jüngling, der bei Einladungen die Tischkarte im Auge hat und die Güte der Familien nach der Leppigkeit der Tafel bemittelt. Diese Verhältnisse ruinieren die Geselligkeit, denn die Schwere-fälligkeit und Ungechlichkeit vieler Herren, die sich schon von weitem in der Gigertracht mit umgekrempten Hosen und dicken Knäupeln, sackartigen Röcken und täppischem Gange kennzeichnen, wirkt lähmend auf die feinere Empfindung der Damenwelt ein. Von wissenschaftlichem, literarischem, künstle-riischem Interesse ist in unseren Gesellschaften nur noch sehr wenig zu bemerken, geschweige denn von einer Unterhaltung, die sich über die Wiedergabe des Gelesenen zum freien Fluge eigener Gedanken erhebe.

Doch liegt nicht alle Schuld am Bier. Wir Deutschen haben erst seit dem großen Siege über Frankreich Selbstbe-wußtsein gewonnen und zugleich mit politischer Größe und neuem Reichtum eine Stellung errungen, die uns neben Eng-ländern und Franzosen als eine Nation von gesellschaftlicher Eigentümlichkeit auftreten läßt. Noch entbehren wir der eigent-lichen Durchbildung in dieser Eigentümlichkeit, noch ist unser gesellschaftliches Leben zerfahren, ohne Ueberlieferung und ohne die Sicherheit, die aus der Erfahrung hervorgeht. Das wird uns am leichtesten beim Lesen französischer und englischer Romane deutlich. Dort alles geregelt, alles hübsch eingeteilt, eine be-stimmte Saison mit bestimmten Vergnügungen, bestimmte Spiele, bestimmte Beschäftigungen innerhalb der geselligen Sphäre — bei uns jene Art der Freiheit, die an Unordnung grenzt, sodaß es einem Ausländer fast unmöglich wird, sich ein Bild von unserem geselligen Leben zu machen. Wenn wir die Schilderungen unserer Geselligkeit bei den Ausländern topf-schüttelnd und unwillig lesen, sollten wir uns sagen, daß das Unrichtige vielfach dadurch entstanden ist, daß bei uns noch kein allgemeines und leicht erkennbares gesellschaftliches Gesetz herrscht. Unsere politische Zerissenheit spiegelt sich noch in unseren unfertigen gesellschaftlichen Verhältnissen, wir sind, mit einem Worte, noch zu jung in der geselligen Kultur.

Denn das wird niemand behaupten wollen, daß wir nicht auch ein richtiges Urteil über die eigentliche Bedeutung der Geselligkeit hätten. Wir wissen ebensogut wie andere Völker, daß der eigentliche Reiz des geselligen Lebens im Austausch der Gedanken und Gefühle, insbesondere im feinen, an-regenden Umgange zwischen den beiden Geschlechtern liegt. Nur an der Übung fehlt es uns noch, und wie der junge Siegfried sind wir noch täppisch. Der Bärenhäuter schlägt uns noch in den Nacken, sodaß wir höfliches Wesen und zier-liche Rede für Ziererei halten und gern bei vollen Humpern bieder sind. Daher noch die der rechten Geselligkeit hinderliche Trennung der Geschlechter bei uns, die eine Vereinigung im Salon zur Ausnahme macht.

Die Regel ist überall in Deutschland, daß die Männer abends „zu Bier“ gehen, und wenn es auch in Süddeutsch-land dahin gekommen ist, daß die Frauen vielfach in den Ta-bakstrauch und Dunst des Wirtshauses mitgehen, so ist doch das Gebräuchlichere, daß die Frauen zu Hause bleiben oder sich in Kaffees vereinigen. Zufolge der Tendenz des Separierens bei Gesellschaften gruppieren sich die zum Souper erschienenen Damen im Sofa und in den Fauteuil, die Herren aber bilden eine Mauer für sich, nachdem sie die Wirte begrüßt haben. Dann wird beim Diner oder Souper bunte Reihe gebildet, und mit mehr oder weniger Geschick entledigt sich die Gesellschaft der Aufgabe, zugleich allem Aufgetragenen Ehre zu erweisen, eine Unterhaltung mit oft ganz unbekanntem Nachbarn zu führen und stundenlang auf Gemeinplätzen herumzufahren. Es wird als ein Glück betrachtet, weil es eine Ausnahme von der Regel ist, wenn zwei Menschen zusammen zu sitzen kommen, die sich etwas zu sagen haben. Ist dann das Dessert zu Ende, sind Büdlinge gemacht, so trennt sich die Gesellschaft wieder in zwei Gruppen, und die Herren fühlen beim Anzünden der Cigarre, indem sie die Beine strecken, eine Erleichterung, wieder unter sich zu sein.

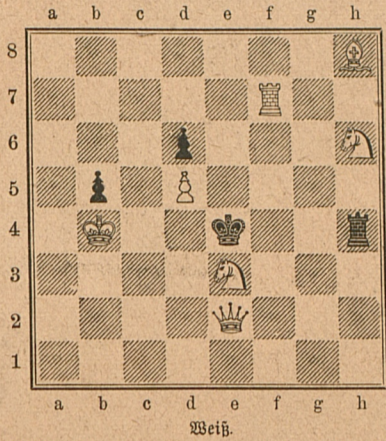
Diese Trennung der Geschlechter hinsichtlich der Gesellig-keit verursacht zum großen Teil den großen, folgenreichen Uebelstand innerhalb der Gesellschaft, daß so viele Männer und so viele Mädchen ledig bleiben. Sie kennen sich nicht genug, um die natürliche Scheu zu überwinden, die ein so verant-wortungsvoller Schritt wie die Heirat einflößt. Wäre die junge Welt mehr vereint, sähe sie sich im Familienkreise anstatt nur in feierlich zugerüsteten Gesellschaften, so würden die jungen Männer sich an weiblichen Umgang gewöhnen und ihre Vor-urteile verlieren. In den Gesellschaften spielen oft einfache, häusliche und fleißige Menschen die Rolle der Leute aus der großen Welt und düpierten einander zum eigenen Schaden. Sie könnten einander sehr gut heiraten, wenn sie nur in der Wahrheit blieben; sie scheuen einander aus Irrtum. Das wäre nicht möglich, wenn die Geselligkeit einen häufigen Familien-umgang mit sich brächte, denn dann würde keine Täuschung möglich sein. Gäbe jede Familie im eigenen Hause Gesell-schaften und nur mit den eigenen Hilfskräften, ohne fremde Köchin und Diener, wäre es Sitte, Limonade und Biskuit zu bieten und daran genug zu finden, gingen die Männer mit den weiblichen Mitgliedern der Familie zusammen aus, so würde es weniger alte Junggefallen und Jungfrauen geben. Denn von Natur ist der Mann für das Weib, das Weib für den

Mann bestimmt, und die Geselligkeit hat zum allgemeinsten Zweck und Grund nur die Annäherung der beiden Geschlechter. Das eigentliche Vergnügen der Geselligkeit liegt in dem Ver-kehr zwischen Mann und Weib, und die Trennung in zwei Lager, von denen das eine im Bierhause aufgeschlagen wird, ist ein Fehler und ein Unheil. Es giebt eine Menge Menschen, die sich von Gesellschaften völlig fernhalten, nicht weil sie der Geselligkeit abhold wären, sondern weil sie die Hohlheit des jetzt noch allzuhäufigen Modus der Zusammenkünfte durchschauen. Auf der Familie beruht das Gedeihen der Gesellschaft, und wo die Gesellschaften sich auf dem gesunden Boden des Familienverkehrs aufbauen, da wird die Geselligkeit anregend, verfeinernd und auch fruchtbringend sein, indem sie zu ehelichen Bündnissen führt. Beispiele dafür giebt es genug.

Schach.

Aufgabe Nr. 319.

Von S. Loyd.
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 318 Seite 297.

- Weiß.
- 1. e2 — e3.
- Schwarz.
- 1. Kf5 — e4.
- Weiß.
- 2. Sg6 — d4 matt.
- A.
- Weiß.
- 1.
- Schwarz.
- 1. Beliebig anders.
- Weiß.
- 2. D. S. oder e3 — e4 matt.

Auflösung des französischen Buchstabenrebus Seite 297.
Le silence est d'or (Le, six lances, E d'or).

Rätsel.

Mit i als Farbe allbekannt,
Mit e als Oper oft genannt.

Wirtschaftsplaudereien.

Patent-Kieselgur-Filter. Der im vorigen Jahrgang (S. 320) geschilderte Verkehlb-Filter, dessen Filtriermaße aus einem Cylinder von gebranntem Kieselgur besteht, begegnete hinsichtlich seiner Verwendbarkeit für den Haushalt noch Schwierigkeiten, da erst besondere Formen für Wassergefäße gefunden werden mußten, mit denen sich die Kieselgur-Cylinder in zweckentsprechender Weise verbinden ließen. Heute können wir unseren Lesern einige Kieselgur-Filter neuer Konstruktion vorführen, welche bequem zu handhaben sind und in jeder Haushaltung Verwendung finden können. Mit Kieselgur sind nämlich bei Filtrationsversuchen bisher die günstigsten Resultate erzielt worden, d. h. es hat sich die vollständige Abwesenheit von Pilzkeimen in dem gereinigten Wasser ergeben; nach einer Mit-teilung des hygienischen Laboratoriums zu Dresden waren sogar die dem Wasser vorher zugesetzten pathogenen Bakterien nach dem Filtrieren nicht mehr nachzuweisen.

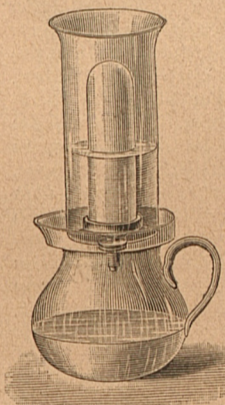


Fig. a.

darf bestimmt und nötige Trinktwaasser; sein Preis beträgt 12 Mark. Der unter Fig. b abge-bildete Saugfilter ist weit ergie-biger und wird in vier Größen her-gestellt. Er besteht aus einem lackir-ten Zinkblechtafel für Wasser mit einem oder meh- reren Kieselgur-cylindern (je nach der Größe), sowie Schlauch nebst Ab-laszhahn und einem Luftzahn. Die Handhabung ist ebenfalls höchst einfach und seine Leistungsfähigkeit für die Größe mit 1 2 3 4 Cylindern 25 35 44 50 Mark.

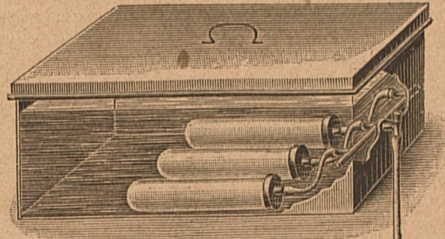


Fig. b.

Eine genaue Gebrauchsanweisung wird jedem der beiden Filter beigegeben.

Neuer Flaschenöffner. Das Öffnen der Patentverschlässe der Bierflaschen erfordert mitunter einen erheblichen Kraftauf-wand, namentlich für Damen. Es wird deshalb ein Gerät will-kommen sein, mit welchem der Verschluß durch einen leichten Druck bequem zu öffnen ist. Beim Gebrauch legt man den kleinen Apparat in der durch Abbildung veranschaulichten Weise um den Flaschenhals, sodaß der Verbindungsteil der beiden gebogenen Seiten-stangen fest auf dem Rande des Halses auf-liegt; ein geringer Druck des Griffes nach unten genügt, um den Patentverschluß aufspringen zu lassen. Der Preis des neuen Flaschenöffners be-trägt Mark 0,50; bei portofreier Zusendung in-nerhalb des deutsch-österreichischen Postverbandes Mark 0,75.

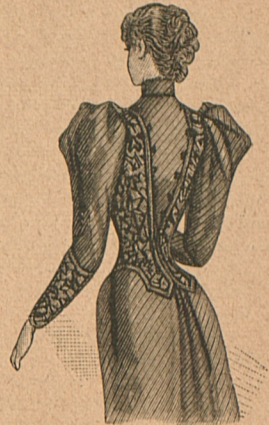


Bezugquelle für vorstehend beschriebene Gegenstände: Magasin des königl. Hoflieferanten E. Cohn Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „September“.

Fig. 1. Herbstmantel mit Pelzerinnentragen. Der mit Fig. 1 dargestellte lange Herbstmantel aus blauem, bunt meliertem, englischem Wollenstoff ist hinten mit einer breiten Watteau-falte gearbeitet, der sich die Pelzerinteile anschließen; letztere sind je mit einer 5 Cent. breiten blauen Wollensorte garniert. Gleiche Vorte hat man auf dem Medizistragen angebracht und zu der Schleife ver-wendet, die oben auf der Watteauafalte befestigt, an den Enden mit Passamenteriequasten begrenzt ist. Der unter den Pelzerinteilen mit Nermeln verbundene und mit zwei Reihen Knöpfen versehene Mantel wird vorn seitwärts geschlossen.

Fig. 2. Kleid aus velours russe mit Stickerei. Schwar-zer, farbig gestreifter velours russe ist für das elegante Kleid ver-wendet, das aus Rock und Taille bestehend, eine geeignete Vorlage für eine kleinere Gesellschafts- oder Theatertoilette giebt. Den Rock in Glockenform hat man nur durch eine Naht an der linken Seite ver-bunden, in ganzer Länge mit Taffetfutter versehen, innen mit einer gleichen Frisur garniert und vorn oben nach Erfordernis ein-gehalten, hinten in einige Falten gelegt. Die Taille, deren kurzer Schoß im Rock getragen wird, ist vorn an den Futterteilen längs der Mitte, sowie außerdem an der einen Achsel- und Seitennaht mit Hakenstich versehen und an den Oberstoffteilen an der vorderen und hinteren Mitte je in einige flache Falten gelegt. Zur Vervollständigung der Taille dienen lose Jackenteile (siehe nebenstehende Rückansicht), die selbst-ständig gearbeitet und vorn und hinten auf der Taille, sowie an der Achsel übereinandergehakt werden; sie sind aus farbigem Tuch passend zum Kleide gefertigt, mit einer Kurbestickerei von schwarzer Seide und Goldfaden verziert, mit Seidenfutter versehen, am Außen-rande in Vogen ausgeschnitten und mit großen Emailknöpfen aus-gestattet. In gleicher Weise gestickte Manschetten und Knöpfe bilden die Ärmelgarnitur.



Bezugquelle der Modelle: Gerson u. Comp., Berlin W., Werber-straße.

Promenadenkostüme.

(Hierzu das Modenbild S. 329.)

Mit vorliegenden Abbildungen führen wir unseren Leserinnen zwei sehr klebsame und neue Kostüme vor, die sich als Vorlagen zu Straßenanzügen für die Herbst- und Winterzeit eignen. Fig. 1 (Seite 329) zeigt ein aus blauem Cheviot, sowie aus rötlichem, blau gemustertem changeant Seidenstoff und aus blauem Sammet zusam-mengestelltes Kleid; den Rock, dem ein mit Fischbeinlage versehener Niederbügel ange-schnitten ist, hat man mit blauem Taffet unterlegt und innen mit einer gleichen aus-gezeichneten Frisur garniert. Die mit Passenteilen von Sammet verbundene Bluse aus ehan-geant Seidenstoff ist mit glei-chen, mit langen Sammetmans-chetten abschließenden Puff-ärmeln versehen. Nebenste-hende verkleinerte Abbil. a ver-bildlicht eine zu dem An-zuge passende Doppel-Pelerine aus Cheviot, die mit Taffet-futter unterlegt und durch eine, dem Kragen angeschnit-tene, mit einem Knopfloch zu versehene Patte, sowie einem Knopf geschlossen ist.



a.

Fig. 2 (S. 329). Kleid aus Cheviot und grünem changeant Seidenstoff gefertigt, besteht aus Rock, Taille und Jäckchen. Ersterer aus Cheviot mit Seidenfutter unter-legt, am oberen Rande durch ein Goldschnürchen begrenzt und vorn mit zwei kleinen Rosetten aus schwarzem Atlasband verziert. Die Taille, deren Schoß im Rock getragen wird (siehe die neben-stehende Rückansicht Abb. b), ist mit plüschtem Seidenstoff bekleidet und vorn durch einen jabotartig arrangierten, 20 Cent. breiten, 80 Cent. langen Teil aus schwar-zen Atlas versehen, der nach un-ten hin zugespitzt und am Außen-rande mit Goldschnürchen begrenzt ist. Die Ärmel sind gleichfalls aus changeant Seidenstoff gefe-rtigt. Das vorn offene, mit Nermeln verbundene Jäckchen aus Cheviot und Seidenfutter hat man mit Doppelrevers garniert und am Außenrande derselben, so-wie ringsum mit Goldschnürchen begrenzt.



b.

Bezugquelle: Gerson u. Comp., Berlin W., Werberstraße.

Die Frauenabteilung der Weltausstellung in Chicago.

Die Frauenabteilung, umfangreicher und vielseitiger, als sie je eine Ausstellung besessen hat, wird die nächstjährige Weltausstellung in Chicago aufzuweisen haben; denn die früh zur Selbstständigkeit und zur Bethätigung ihrer Energie entwickelten Amerikanerinnen sind nicht bloß von lebhaftem Ehrgeiz und Unternehmungsgeist befeuert, der sie antreibt, großartige Pläne zu entwerfen, sondern besitzen auch die erforderliche Umsicht und Thakraft, ihre Pläne praktisch zur Ausführung zu bringen. So wird denn die im Entstehen begriffene Frauenabteilung, welche das Beste, was die Frau auf allen Gebieten der menschlichen Arbeit zu leisten vermag, in anschaulicher und umfassender Weise vorführen wird, voraussichtlich die interessanteste und lehrreichste Sehenswürdigkeit der kolumbianischen Weltausstellung werden. Die Damen, welche an der Spitze dieser Abteilung stehen, sind von warmer Empfindung für das Schicksal Tausender ihres Geschlechtes erfüllt, deren soziale Stellung sie insofern zu bessern suchen, als sie durch eine solche Auslese des Besten die Zurückgebliebenen zur Nachahmung anspornen und auch ihnen die Möglichkeit zeigen wollen, im Kampfe des Lebens eine gleichberechtigte Stellung mit dem stärkeren Geschlecht einzunehmen zu können.

Es ist ganz erstaunlich zu sehen, welche Mühe und Anstrengung die Damen des Ausstellungskomitees zur Durchführung dieser Idee aufwenden. Namentlich die Präsidentin des Komitees, Frau Potter-Palmer, welche ein geradezu bewundernswertes Organisations-talent entfaltet.

Frau Bertha Honoré Palmer, die Gattin eines der bekanntesten Hoteliers in Chicago, vereinigt mit einer tiefen und umfassenden Bildung einen scharfen, durchdringenden Verstand und eine Sicherheit und Würde des Auftretens, die sie für die Oberleitung dieses schwierigen Unternehmens ganz besonders geeignet erscheinen lassen. Frau Potter-Palmer kam im vorigen Jahre selbst nach Europa, und es gelang ihr hier, in Deutschland, Oesterreich, England, Frankreich, Italien, Belgien, Holland, Rußland, der Schweiz und anderen Län-



Bertha Honoré Potter-Palmer,
Präsidentin des Komitees der Frauenabteilung in Chicago.

bern die maßgebendsten und einflußreichsten Kreise für die Sache der Frauenausstellung zu interessieren.

Nachdem jetzt der prächtige, in italienischem Renaissancestil ausgeführte Palast der Frauenabteilung nach dem preisgekrönten Entwurfe der Bostoner Architektin, Fräulein Sophie Hayden, fertig gestellt und im Innern und Außen mit Malereien, Skulpturen, Holzschnitzwerk und dergleichen von Frauenhand reich geschmückt worden ist, hat die Chicagoer Frauenbehörde nunmehr bereits mit der Organisation der für diese Abteilung bestimmten Ausstellungsgegenstände begonnen. Während die Arbeiten und Erfindungen von Frauen auf rein technischem und gewerblichem Gebiete in den übrigen Ausstellungsräumen neben denen der Männer zur Schau gestellt werden, wird dieser Frauenpalast nur die allerherausragendsten Erzeugnisse des weiblichen Genies, wie Gemälde, Skulpturen und literarische Werke, sowie die erzieherische und humane Thätigkeit der Frau umfassen und neben einem Muster-Kindergarten Fröbelschen Systems, das bekanntlich ein integrierender Teil der amerikanischen Volksschule ist, ein Musterhospital, ausschließlich von weiblichen Ärzten geleitet und von erfahrenen Pflegerinnen bedient, vorführen. Ebenso wird man eine Ausstellung erlebener künstlerischer Handarbeiten (Stickerien und Spitzenarbeiten), sowie eine historische Abteilung für alte Trachten, Nadelarbeiten, altertümliches Silbergeschirr, antike Schmucksachen und die genauesten statistischen Angaben über die Verwendung weiblicher Arbeitskräfte im Handel und in der Industrie dort vorfinden.

Andere Unternehmungen des Damenkomitees sind die Abteilung für „public comfort“ (welche vornehmlich Aufenthaltspunkte zum Ausruhen für Frauen, Kinder und Invaliden in der Ausstellung schafft), ferner der Kinderpalast mit den zugehörigen Spielplätzen und die Baby-Aufbewahrungsanstalt. Endlich hat das philanthropische Werk des Damenkomitees noch eine schätzenswerte Bereicherung durch die Begründung eines großen Hotels für alleinlebende, die Ausstellung besuchende Frauen (Women's Dormitory) erfahren. Das Hotel soll mit großen, allgemeinen Aufenthaltsräumen (Bibliothek, Lesezimmern und dergleichen) versehen werden und zum Preise von je dreißig Cents für eine Person und einen Tag etwa fünftausend Frauen Unterkunft bieten.

G. D.

Aus dem Frauenleben.

—h. Der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein zählt zur Zeit 4000 Mitglieder und besitzt 35 Zweigvereine in allen Teilen Deutschlands, sowie in England, Amerika und Frankreich. Besonders nützlich erweist sich die mit dem Vereine verbundene Stellenvermittlung. Ordentliches Mitglied kann jede Lehrerin werden, auch wenn sie nicht in Stellung ist. Jahresbeitrag 3 Mark. Auch können Lehrerinnenvereine aller Länder von mindestens 30 Mitgliedern dem Vereine beitreten. Beitrittserklärungen sind an die Vorsitzende, Fräulein Helene Lange, Berlin W., Schöneberger Ufer 35, zu richten. Das Stellenvermittlungsbureau befindet sich in Leipzig, und Gesuche werden von der Schriftführerin, Fräulein Ida von Ungern-Sternberg, Leipzig, Pfaffenborserstr. 17, II entgegengenommen.

—h. Das „Amalienhaus“ in Berlin nimmt alleinlebende Frauen und Mädchen evangelischen Bekenntnisses im Alter von 20 bis 35 Jahren, welche gesund und arbeitsfähig sind, sowie das zur Erziehung der weiblichen Jugend erforderliche Maß von Bildung haben, behufs weiterer Ausbildung für das Erziehungsweesen und die Armenpflege auf. Die Eintretende hat zunächst eine Probezeit von sechs Wochen durchzumachen. Nach einem Jahre erhält die Probezeitliche die eingeführte Kleidung, auch schon ein Taschengeld. Nach der feierlichen Aufnahme in die Schwesterenschaft (durch Einsegnung) nimmt die Schwester Kindesrechte ein, und das Haus verpflichtet sich, an ihr, nach treuer selbstloser Arbeit, mütterliche Fürsorge in den Tagen des Alters und bei eintretender Arbeitsunfähigkeit zu üben. Mit dem Aufnahmegeruch sind einzureichen: der Taufschein, ein kurzer Lebenslauf, ein Erlaubnischein des Vaters oder der Mutter, ein Gesundheitsattest, sowie ein Zeugnis des Seelsorgers. Die beim Eintritt mitzubringenden Sachen und Kleider sind deutlich mit Namen zu versehen. Der Austritt aus der Anstalt ist zu jeder Zeit nach Innehaltung einer ordnungsmäßigen Besprechung gestattet. Anmeldungen sind an die Oberin des „Amalienhauses“, Berlin W., Mozstraße 11, zu richten.

—h. Dem „Berliner Musiklehrer- und Lehrerinnen-Verein“ gehören unter 302 Mitgliedern 136 Damen an. Jede in Berlin oder der Provinz Brandenburg ansässige Musiklehrerin ist zum Eintritt berechtigt. Das Vermögen des Vereins beläuft sich auf 31 388 Mark, jedoch den humanitären Bestrebungen (Krankentassen, Sterbefällen, Unterstützungen an bedürftige Kranke und Konvaleszenten) genügt werden kann. Eine 1320 Bände starke Bibliothek instruktiver Kompositionen, Lehrbücher der Musik und Schulen steht den Mitgliedern zur Verfügung. Vorsitzender des Vereins ist Oskar Eichberg, Berlin W., Rigostr. 106.

—h. Der „Wiener Frauenwerb-Verein“ unterhält behufs Ausbildung und Förderung der Erwerbsfähigkeit von Frauen und Mädchen eine Reihe trefflich geleiteter und gutbesuchter Bildungsanstalten: ein Mädchen-Lyceum (sechs Jahrgänge umfassend), in welchem die Grundlage einer tüchtigen Schulbildung gelegt wird, auf Grund deren die jungen Mädchen, je nach Neigung und Veranlagung, in die Erwerbsfähiger eintreten können; eine Handelsschule zur Ausbildung von Buchhalterinnen, Kassierinnen, Korrespondentinnen u.; eine englische, französische und italienische Sprachschule zur Ausbildung von Sprachlehrerinnen; eine höhere Arbeitsschule, welche Schülerinnen mit dem 14. Lebensjahre aufnimmt und zu geschickten Handarbeiterinnen anlernt; eine Zeichenschule, die zum Eintritt in das Atelier für Musterzeichner oder für kunstgewerbliche Maltechniken vorbereitet; ein Atelier für kunstgewerbliche Maltechniken (u. a. Oelfarbenmalerei, Wachsfarbenmalerei, Aquarellmalerei, Malen mit Deckfarben und Schmelzfarbentechnik); ein Atelier

für Musterzeichnen zur Heranbildung und gleichzeitigen Beschäftigung von geschulten Zeichnerinnen, zum Entwerfen von Handarbeiten für Weiß- und Bunstickerei, für Spitzenarbeiten u. (in dies Atelier können Solostärkinnen auch unentgeltlich eintreten); eine Stickerschule (Monogrammtischen, gleichzeitige Arbeiten nach gezeigten Mustern, Franzknüpfen, Punto-trato, Durchbrucharbeit, Leinenstickerei, Flachstickerei, Applikation, Spitzenarbeit, Goldstickerei u.); eine Näherschule (Hand- und Maschinennähen, Wäschezuschnitten, Stopfen, Ausbessern); eine Schneiderschule (Maßnahmen, Schnittzeichnen, Anfertigung von Hüten, Häubchen, Chemisettes u.); eine Maschinenstickerschule, eine Feinwäscherschule, einen Frisierkursus, sowie einen Kursus für Krankenpflege. Die Winterkurse bieten außerdem noch Vorträge aus den Gebieten der Litteratur und Kunstgeschichte. Besucherinnen dieser Anstalten erhalten sofort beim Verlassen der Schule eine ihren Kenntnissen entsprechende Stellung. Meldungen zur Aufnahme sind an die Vorsitzende Frau Jeannette von Eitelberger, Wien, Mariabühl, Nagelgasse 4, zu richten.

—l. Der „weibliche Moltke“ der nordamerikanischen Union, Miß Ella Carroll, welche jetzt in amerikanischen Zeitungen eine verspätete Anerkennung ihrer strategischen Dienste findet, vollendet in diesem Sommer ihr 80. Lebensjahr. Als sich an die Fahnen der Südstaaten der Erfolg in einem Grade heftete, daß alle Welt die Nordstaaten verloren glaubte, machte sich Miß Carroll, die damals nahezu im 50. Lebensjahre stand, von New-York aus auf den Weg, um sich an Ort und Stelle von der Lage der Kriegsführung zu überzeugen. Miß Carroll stammt aus einer edlen englischen Familie, welche große Besitzungen in Maryland hatte. Sobald Miß Ella diese antrat, erklärte sie alle ihre Sklaven frei und kämpfte mit der Feder so mutig für die Rechte der unterdrückten Rasse, daß Jefferson Davis, der spätere Präsident der Sezessionsstaaten, sich bemühte, sie zum Schweigen zu bringen. „Und wenn Sie mir den ganzen Süden schenken“, antwortete sie, „so bringen Sie mich doch nicht auf Ihre Seite.“ Von Jugend an hatte sie mit Vorliebe die Kriegswissenschaft betrieben, und ihr Wagnis, sich auf den Kriegsschauplatz zu begeben, entbehrte somit nicht einer gewissen sachlichen Begründung. Sie wohnte der Schlacht von Belmont bei St. Louis bei und verfolgte deren Gang in exponierter Stellung, unbekümmert um den Kugelnregen. Nach manchen gefährlichen Retrospektiven gelangte sie zu der Überzeugung, daß der ganze Operationsplan der Nordarmee verfehlt sei und daß die Basis desselben durch eine schnelle und geschickte Verschiebung nach dem Staate Tennessee verlegt werden müsse, welcher den Schlüssel der ganzen Lage bilde. Nachdem sie drei Tage und drei Nächte in einem elenden Landhause die Karten studiert, Berechnungen aufgestellt und Entwürfe gemacht hatte, begab sie sich zum Präsidenten Lincoln, der ihr anfangs aus Höflichkeit zuhörte, dann aber doch die Offiziere seines Generalstabes berief. Nach achtstündiger Beratung wurde Miß Ellas Kriegsplan angenommen und alsbald ins Werk gesetzt, sie selbst überwachte die Truppenbedeckung. Vier Monate später konnte Lincoln seine Proklamation erlassen, in welcher er verkündigte, daß das Schicksal des Krieges zu gunsten der Nordstaaten entschieden sei. An Miß Ella aber schrieb er: „Das Land wurde, als es am Rande des Verderbens stand, durch Ihre Umsicht und Ihren Eifer gerettet, und in der That sind Ihre Verdienste so groß, daß es schwer fallen würde, das Volk zu dem Glauben zu bewegen, daß unser Erfolg den Kriegsplänen einer Frau zu danken ist. Niemand kann Ihnen jedoch die Ehre rauben, daß Sie zur Zeit der höchsten Gefahr mehr für das Land gethan haben, als irgend ein anderer in der Republik, und eine derartige Thatfache wird sich nicht lange unterdrücken lassen.“ Und trotzdem blieb sie drei Jahrzehnte lang unterdrückt, und Miß Ella Carroll wurde durch den Neid der Generale totgeschwiegen. Sie wohnte gegenwärtig in einem bescheidenen, beinahe ärmlichen Hause zu Washington, wo ihr nunmehr endlich der verdiente Lorbeer zu teil wird.

Neue Bücher.

— Die nächstjährige Weltausstellung in Chicago hat schon jetzt ein wertvolles literarisches Werk hervorgerufen: eine nicht allein für die Aussteller, sondern allgemein interessierende Zeitschrift „The Exposition Graphic Chicago“ (Chicago, the Graphic Company, Deaborn and Harrison Sts.), in den Hauptkulturpraxen erscheinend und mit zahlreichen, trefflich ausgeführten Illustrationen versehen, so daß jedermann über die Fortschritte der verschiedenen Ausstellungsabteilungen durch diese Lektüre aufs zuverlässigste und beste orientiert wird. Von der deutschen Ausgabe dieser Zeitschrift liegt bisher das erste Heft vor.

— Zu „Meyers Konversationslexikon“, 4. Aufl., ging uns als 19. Band das kürzlich vollendete „zweite Jahressupplement 1891/92“ zu. Der unter Mitwirkung bewährter älterer und neugeborener Fachschriftsteller entstandene Band reiht sich den vorausgegangenen ebenbürtig an und bietet außer den Ergänzungen und Nachträgen zu den im Hauptwerk erschienenen Aufsätzen in alphabetischer Anordnung eine Reihe sachgemäßer, wirtschaftlicher Abhandlungen, die von gründlicher wissenschaftlicher Vertiefung in die Thematata zeigen.

— Von „Brochhaus' Konversationslexikon“, 14. Aufl., ist soeben der 3. Band erschienen, illustrativ nicht minder reich ausgestattet als seine beiden Vorgänger. Der stattliche Band enthält nicht weniger als 39 bunte und schwarze Tafeln und Karten, sowie 230 Textabbildungen, und ist inhaltlich besonders aktuell und interessant; wir erwähnen nur die Stichwörter „Batterien, Bismarck, Bodenstedt, Börjensquete, Capri“, über welche hier die neuesten Nachrichten ausführlich gegeben werden.

— „Novellen und Skizzen“ von Alfred Graf Adelman. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Eine Sammlung von neun Erzählungen, in denen uns eine ebenso große Reihe teils in knappen, teils in weiteren Rahmen gefaßter Lebensbilder vorgeführt wird. Die gemütvollen, anmutig geschriebenen Novellen und Skizzen des leider zu früh verstorbenen Verfassers können der deutschen Familie mit Recht empfohlen werden.

— „Das weibliche Berlin.“ Von G. v. Beaulieu. Berlin, S. Fischers Verlag. — Zwölf Skizzen aus dem modernen Frauenleben der Reichshauptstadt, die uns ohne Schönfärbung und ohne Uebertreibung einige auffallende Typen aus verschiedenen Gesellschaftsklassen, wie die Offiziersfrau, die Vereinsdame, die Musikbegeisterte, die Zimmervermieterin u. s. w. vorführen. Die kleinen Streifzüge sind flott und gewandt geschrieben, von launigem Humor erfüllt und dürften auch wohl manchen von denen ein heiteres Lächeln abgewinnen, die sich „getroffen“ fühlen.

— „Lawn Tennis.“ Anleitung und Beschreibung. Von Louis Beneke. Dresden, Verlag von Johannes Henkel. — Das kleine, in 2. Auflage erschienene Schriftchen giebt eine kurzgefaßte leichtverständliche Darstellung des bekannten englischen Spieles, das in neuerer Zeit auch in Deutschland und Oesterreich viele Freunde gefunden hat, und wird daher denjenigen Leserinnen, welche dies anregende, Gesundheits fördernde Spiel erlernen wollen, gewiß willkommen sein.

Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leserinnen auf einen dieser Nummer beigefügten Prospekt der „Deutschen Verlagsanstalt“ in Stuttgart, betreffend das soeben in 2. Auflage erschienene, von der deutschen Frauenwelt so freundlich aufgenommene Buch: „Die elegante Hausfrau. Mitteilungen für junge Hauswesen. Mit besonderen Winken für Offiziersfrauen.“ Von Frau Ida von der Lütt.

Alle zur den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktion-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Registriert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

➔ Hierzu koloriertes Modenbild „September.“ ➔